Dürer

Das erste Debut.

Humoreske

von

Ottomar Dürer.

Leipzig.
Verlag von Schulze & Co.
1877.

Friedrich Haase

ehrfurchtsvoll gewidmet

vom

Verfasser.

Man nannte mich einen eigenartigen Sonderling.

Jeder wollte etwas an mir bemerkt haben, ein gewisses Etwas, über welches aber Niemand sein beharrliches Stillschweigen zu brechen willens war. Der Eine glaubte in mir ein großes Genie zu erblicken, das leider allzu früh auf dem Lebenswege Schiffbruch gelitten; ein Anderer hielt mich — mir nicht recht trauend — für einen ewig grübelnden Revolutionär, in dessen Brust eine mühsam zurückgehaltene Freiheitsflamme glüht, der nur des entscheidenden Momentes mit wahrer Sehnsucht harrt, um endlich loszuschlagen. —

Es sind diese Stadtmenschen eben ganz eigenthümliche Leute, die Jedem, der sie in ihrer Klatschsucht nicht unterstützen will, der ihnen zur Ergründung von allerhand Geheimnissen, die so gut wie von gar keiner Bedeutung sind, nicht hilfreich die Hand bietet, eine Schelle anhängen müssen. Bei der größten Anzahl dieser Sorte Menschen ist die Erlangung einer gediegenen Bildung schon längst als ein überwundener Standpunkt über Bord geworfen worden. Diese Salonmenschen, deren größte Sorge diese oder jene Form ihrer — Krägen oder dieser oder jene neueste Schnitt, nach dem die Kleider angefertigt

werden, ausmacht, schließen sich immer an reproducirende Künstler oder Schriftsteller an und so geschieht es denn auch, daß sich dieselben durch die Conversation das angeeignet haben, was man unter sogenanntem Schliff versteht. Bemerkenswerth und gleichzeitig auf ihren Flachsinn ein grelles Licht werfend, bleibt immer der Umstand, daß sich diese Leute stets ärgern, wenn man ihnen ihr eigenes Temperament vor Augen hält. Ein Choleriker will niemand sein, weil sich jeder dieser sonderbaren Clicque Angehörende als gewöhnlicher Laie unter einem solchen nur einen in unaufhörlichem Zorne erbrausenden Wütherich vorstellt, ohne die guten Eigenschaften desselben, beispielsweise dessen Sinn für das Große, das Erhabene, sein Aufgehen in der Hingebung für ein geliebtes Wesen und noch vieles andere Schöne mehr, im Auge zu behalten. Auch ein Sanguiniker will ein solcher Salonmensch nicht sein, weil er glaubt, ein solcher hätte nichts Besseres zu thun, als von dem einen Gegenstand schnell auf einen zweiten Gegenstand überzuspringen, ohne überhaupt zu denken, und für einen tiefen Denker mit umfassendem Wissen will doch der Erstere in den Augen der Welt gehalten werden. Unter dem Melancholiker stellt er sich einen ganz gewöhnlichen Schlafhans vor. Am wenigsten will so ein Parademensch — ein Tagedieb im wahren Sinne des Wortes — für ein Phlegma gelten!

Es ist durchaus nicht meine Absicht, ein Werk über Psychologie schreiben zu wollen, denn es sind bereits gar gediegene Bücher über diese interessante Wissenschaft in den Händen des Publikums, und leider kann ich durchaus nicht behaupten, im Stande zu sein, ein Buch über Psychologie zu schreiben. Ich will daher den lieben Leser oder die anmuthige Leserin nicht mit Phrasen langweilen, besser

gesagt hinter's Licht führen, also betrügen, sondern zur Sache kommen.

Dies ist aber am heutigen Tage keineswegs so leicht, wie man es sich vorstellen dürfte, im Gegentheil, es gibt nichts Schwierigeres, als eine Erzählung originell zu eröffnen. Soll ich etwa so beginnen: Zwölf hatte es soeben geschlagen, das Kirchenthor öffnete sich, heraus trat ein .... — oder: Die prächtige, grüne Ebene liegt jetzt in der letzten feurigen Umarmung der flammenden Sonne .... —

Male ich vollends aber einen Sonnenuntergang mit dem Colorit eines Hans Makart, vielleicht auch einen Sonnenaufgang, oder eine im Silberlicht des Mondes schwimmende Landschaft, so weiß ich schon im vorhinein wie sich des Lesers Stirn umwölkt und er mir, wenn auch kein „Alles schon dagewesen", so doch ein energisches crambe repetitia zudonnert. Ich sehe schon, ich armer Mensch, wie ich, trotzdem mir bereits der Schweiß von der Stirne trieft, dennoch keinen originellen Anfang zu Wege bringe. Nun, ich verzichte für diesmal darauf, meine nicht gerade einfache Geschichte originell zu beginnen, sondern begnüge mich nur, dem Leser die ganz bescheidene Versicherung an's Herz zu legen, daß ein wunderbar schöner, ein sonniger Sommertag über der Residenz blaute.

Am Nachmittag — es war Feiertag — ging Alles, zu den Thoren hinaus, um in Gottes freier Natur den herrlichen Tag genießen zu können, und auch meine Wenigkeit hatte sich der großen Anzahl Promenirender angeschlossen.

Die weite Wiese vor dem Thore war ein Platz, auf dem sich an jedem Feiertag — selbstverständlich also

auch am Sonntag — die vergnügungslustige Welt traf und bei heiterem Spiel und Tanz den Tag beschloß. —

Mein Plan war es durchaus nicht, mich unter die lustige Menge zu begeben, denn ich sehe nicht gern solche Leute, die beim Ansichtigwerden meiner Wenigkeit gleich den Nebenmann anstoßen und ihm zuraunen: „Ah! sieh dort, ein Mitglied des Königlichen Schauspiels, ein Schauspieler!“ —

Dies wäre vielleicht noch erträglich gewesen, wenn nicht ein allzu großer Kummer, vereint mit lebenslanger Sehnsucht, mich menschenscheu gemacht haben würde. Ich schritt kaum fünf Minuten unter den jubelnden Sonntagskindern, da überkam mich wiederum mein Uebel, ich kehrte um, weil mir der Menschenschwarm ungemein drückend wurde. In einigen Secunden erreichte ich eine Straße, die in die Stadt führte. Planlos schritt ich vorwärts, des Weges gar nicht achtend. Mit auf dem Rücken verschränkten Armen erreichte ich denn auch nach fast einer vollen Stunde einen weiten Platz, auf dem sich das große Postgebäude der Residenz erhob. Eine eigenthümliche Sympathie hatte mich mit magischer Gewalt nach dem Gebäude gezogen, in dessen hohes Thor ich gleich darauf trat. Im Bureau für postlagernde Briefe fragte ich nach, ob kein Schreiben unter meinem Namen angelangt wäre. Die bei dem Briefkasten beschäftigte Officialin — ein hübsches Mädchen von höchstens zweiundzwanzig Jahren — sah nach und stieß alsbald in ihrem geschäftlichen Eifer ein „Nichts“ hervor.

Wie mich jenes „Nichts“ durchzuckte!

Es klang in meinem Ohre wie das Hohngelächter böser Kobolde, die, nachdem sie mich sattsam gepeinigt,

sich schließlich über meinen tiefen Kummer lustig machten. Ich ergriff eilends meinen Hut und wankte wie ein zu Tode Verwundeter hinaus, ich kehrte in mein stilles Heim zurück.

Endlich kam ich in Schweiß gebadet an; ich öffnete die Thüre schnell und warf mich weinend in den alten Lehnstuhl, das einzige Erbstück, was mir mein Vater bei seinem Tode zu vermachen gekonnt hatte.

Mein eben eintretender treuer Hausdiener Wilhelm schien an derartige Scenen sich bereits gewöhnt zu haben; dennoch fragte er theilnahmsvoll nach der Ursache meines Schmerzes, jedoch erhielt er stets — was er nicht verdient hätte — eine ausweichende Antwort, worauf er sich kopfschüttelnd entfernte.

Vielleicht bringt Dir die Abendpost etwas Erfreuliches, sagte ich zu mir und trocknete meine Thränen.

O, des grausamen Selbstbetrugs!

Ich tröstete mich auf diese Weise bereits länger denn ein Vierteljahr, ich hatte leider keine Gedanken für den aus tiefster innerster Ueberzeugung gewählten Beruf, ich sprach zur höchsten Unzufriedenheit der Intendanz und des Publikums die mir zugetheilten Rollen, die ich sogar nur äußerst mangelhaft erlernt hatte, theilnahmslos herunter, ich fühlte es jetzt selbst, wie ich mit jedem Tage einen Schritt nach abwärts machte, wie ich sank.

Vor noch kaum einem halben Jahre war es freilich anders!

Alle Jene, — die mich in jenen wenigen Tagen, da mir die goldne Sonne des Glückes noch rosig leuchtete, als ich vom rauschenden Beifall, den mir eine begeisterte, jubelnde Menge gespendet, — trunken in einer Gesell-

schaft beim perlenden Traubensaft ihren Freund genannt, hatten mich verlassen.

Früher lebte ich für meinen Beruf als Schauspieler, ich setzte in Wahrheit oftmals mein Leben ein, um die Mustergestalten in den Werken unserer großen Dichter dem Publikum in ihrer glanzvollen Schönheit vorzuführen. Nicht selten sah man mich tagelang in keiner fröhlichen Gesellschaft, weil ich es vorgezogen hatte, mich in meinem Studirstübchen einzuschließen, um an meiner Bildung zu arbeiten.

Es war auch, nachdem ein solcher Contrast aufgetreten, durchaus kein Wunder, daß jene Leute, die nur dem Glücklichen hold sind, durch ihre Abwesenheit glänzten.

Nur ein Einziger, ein wahrer Freund, blieb mir treu.

Es war ein junger Hörer der Rechtswissenschaften, der sich nach glücklich zum Abschluß gebrachten Studien der Künstlerlaufbahn widmen wollte.

Jener schöne Tag, der mich mit ihm bekannt machte, tritt heute lebhaft vor mein inneres Auge.

Es mochte wohl gegen fünf Uhr Nachmittags sein, als ich behaglich in meinem Fauteuil saß, eine neue Rolle durchfliegend — die mir vor kaum einer halben Stunde zugestellt worden war — als es klopfte. Herein trat mit ehrfurchtsvollem Blick ein junger Mann von angenehmem Aeußern und schwärmerisch weichen, schönen Zügen. Er trug mir mit schlichten Worten seinen Plan, Schauspieler zu werden, vor, mich gleichzeitig um meinen Rath befragend.

Ich rieth ihm selbstverständlich ab, diesen dornenvollen Lebens-Weg einzuschlagen, doch was nützten meine ernsten Vorstellungen bei einem in hehren Idealen erglühenden jungen Manne, der Willens war, in seiner

Begeisterung für die schöne Kunst lieber heute wie morgen sein Alles, sein Edelstes, sein Bestes am Altar derselben niederzulegen.

Im Laufe des Gespräches erfuhr ich, daß Henry Melçre im großen Seine-Babel das Licht der Welt erblickt hatte, und erst seit einigen Jahren in Deutschland weilte.

Neben seiner glühenden Liebe zur Kunst besaß er auch ein tiefes Wissen, das er in diesbezüglichen Fragen in selten anspruchsloser Weise entfaltete. Ich hatte Gelegenheit, zwei der schönsten Tugenden, die leider in dem heutigen Zeitalter fast ganz abgekommen sind, die Bescheidenheit, und den bei vielen Franzosen fast gar nicht vorkommenden heißen Durst nach Wissen bei dem jungen Manne zu bemerken.

Eine meiner Hauptfragen, die ich an ihn stellte, war auch die, ob er gewiß sei, zum Künstler Talent zu besitzen.

Er erröthete leicht, wurde verlegen, sehr verlegen, jedoch faßte er sich bald und trug mir mehrere Probescenen aus verschiedenen Stücken vor.

Gleich nach den ersten Wendungen erkannte ich sofort, daß der junge Mann sich gründlich in den Geist der Meisterwerke vertieft haben mußte, denn sein Vortrag war nicht nur gut, sondern verständnißreich und seelenvoll zu nennen.

Ich hatte gleich weg, wie sehr begabt Henry Melçre war und gab ihm dies auch mit freundlichen Worten zur Kenntniß. Ich bat ihn mit einer Collegialität, die ihn zu entzücken schien, sich stets, wenn er eines freundschaftlichen Rathes bedürfe, an mich zu wenden, überhaupt mich nur recht oft mit seinem mir sehr lieben Besuch zu erfreuen.

Der talentvolle Kunstjünger ließ sich meine einfache Einladung nicht noch einmal sagen, er besuchte mich deshalb auch öfters, brachte mir zuweilen auch neue französische Stücke, die mir noch ganz unbekannt waren, oder von deren Existenz ich nur durch die Theaternotizen eine dunkle Nachricht hatte, wir lasen diese neuen Geistesprodukte der Dichter jenseits des Rheines mit Interesse zusammen und es verging nicht allzulange Zeit, so hatte sich zwischen uns beiden ein *entente cordiale* herausgebildet.

In der Weise, die jedem jungen Manne eigen ist, den der Pesthauch der Falschheit — die sich leider nur allzuoft unter kriechender Heuchelei verbirgt, hinter welcher Maske der Verrath lauert — glücklicherweise nicht angriff, erzählte er mir ganz freimüthig alle seine Abenteuer, die sehr oft überaus heiterer Natur waren und selbst einem ernsten Manne, wie mir, fast immer ein Lächeln ablockten. Ich konnte dem seelenguten Jungen keine größere Freude bereiten, als wenn ich ihm meine Erlebnisse dafür erzählte. Oft sah ich — wenn ich ihm kleine Coulissengeheimnisse mittheilte — wie seine schönen Augen fröhlich blitzten und wie er mich verwundert anschaute, wenn ich ihm über diesen oder jenen Künstler, der nicht durch seine Verdienste, sondern durch die leidige Protection zu der Rangstufe, auf der er eben stand, emporgekommen, eine volle Klarheit verschaffte.

Es verging kaum ein Monat unseres Bekanntwerdens, so that ich einen wichtigen Schritt, der ihn mir ungemein näher brachte. Bei jeder Gelegenheit mußte ich nämlich den gewesenen Couleurstudenten herauskehren und so kam es denn auch, daß ich Brüderschaft mit ihm trank.

An jenem Abend kannte die Seligkeit des braven Jungen keine Grenzen, er herzte und küßte mich, wie ein

Kind, immer ungläubig ausrufend: Also Du, wirklich Du, aber Sie scherzen ja nur.

Ich hatte rechtschaffen Mühe, ihm zu bedeuten, wie ernst ich es meine.

Obgleich wir also die besten Freunde wurden, setzte Henry dennoch einen gewissen Respect vor mir niemals aus dem Auge.

Er behandelte mich immer so, wie der Geselle, den der Meister, da er seine Tüchtigkeit zur Genüge eingesehen, mit seiner Freundschaft beschenkt hat! Wahrlich, es ist ein seltsam Ding um die wahre Freundschaft, um die reine, von keiner sündigen Flamme getrübte Freundschaft.

Oftmals, wenn ich am Tage von allen Seiten gekränkt worden war und am Abend sinnend beim Kamin saß, da däuchte es mir, als wenn ich dennoch nicht so allein wäre.

Ja wahrlich, die Erinnerung ist das einzige Paradies, aus dem man uns nicht vertreiben kann! mußte ich oft unwillkürlich ausrufen. — —

Auf meinem Tische hatte ich ein eigenthümliches kleines Spielzeug, das ich nicht selten stundenlang betrachten konnte, ohne zu ermüden.

Es war eine niedliche Uhr, die, in einem silbernen Gehäuse eingesetzt, jede Viertelstunde verkündete. In der ersten Viertelstunde kam aus derselben ein netter goldner Ritter heraus, der eine Krystallkugel in ein funkelnd blankgeputztes Becken warf und dann wieder verschwand. In der zweiten kamen zwei gewappnete Ritter, die sich in Positur stellten, mit ihren blitzenden Schwertchen einige Gänge machten, worauf sie sich wieder entfernten. Die dritte brachte drei Chinesen, die wie auf einen Zauberschlag ihre schwarzen Zöpfchen erhoben

und dieselben wieder auf den Rücken zurückschnellen ließen. Dieses Manoeuvre wiederholten sie dreimal, und bei jedem Zurückfallen der Zöpfchen klang es dann, wie wenn man eine Glocke angeschlagen hätte. Die vierte brachte das schönste Schauspiel. Eine reizend künstlerisch ausgeführte Mädchenfigur erschien, klopfte an die Thüre, die Ritter und die Chinesen erschienen, sie verbeugten sich gleichzeitig. Jetzt trat das Mädchen in die Mitte und hob eine funkelnde Glocke, die sie auf den Händen trug, in die Höhe, worauf die Ritter mit ihren Schwertern je einmal, die Chinesen mit ihren Zöpfchen je dreimal anschlugen und wieder verschwanden.

Diese Uhr war mir neben meinem Freunde das Liebste.

Um keinen Preis der Welt wäre sie mir feil gewesen, weil ich sie aus schönen Händen zum ewigen Angedenken erhalten. — — —

Sinnend saß ich längere Zeit da, bis mich die Klänge des Glöckchens aus meiner halben Betäubung aufrüttelten. Doch nur sehr kurze Zeit achtete ich auf das Spiel der Figürchen, weil etwas anderes meine Aufmerksamkeit fesselte. Auf dem Tischchen lag nämlich ein etwa zwei Zoll langer Stein, über und über mit Blut bedeckt. Kaum wurde ich seiner ansichtig, so ergriff ich ihn und küßte ihn. Wie oft habe ich den einfachen Kies an das Herz gedrückt und ihn mit tausend und aber tausend Küssen bedeckt, wenn mich alle Welt anfeindete!

Ich mochte über eine halbe Stunde so da gesessen haben, als es klopfte.

In meine düstern Träumereien versunken, überhörte ich das Pochen und gab dem Einlaß Begehrenden deshalb keine Antwort.

Je länger ich den Kieselstein ansah, um desto ärger wurde es mir um das Herz.

Die Brust wogte, durch meine schweren Athemzüge gepreßt, auf und nieder, der Puls stürmte unaufhörlich mit rasender Schnelligkeit vorwärts, zitternd und mühsam brachte ich den Stein an die Lippen, ich küßte ihn mit wahnsinniger Leidenschaft, ein Ding ohne Leben, das aber, wenn es hätte sprechen können, doch so manches Wichtige und Bedeutungsvolle aus meinem Leben erzählt haben würde.

Da mit einem Mal zog sich mein Herz krampfhaft zusammen, meine Hände geriethen in ein seltsam nervöses Zucken, ich richtete mich in die Höhe, da packte es mich mit einer schrecklichen Gewalt, der Stein entfiel meiner Hand, ich knickte wie ein Rohr zusammen und sank in die Arme Henry's, der eingetreten war, und mich bereits längere Zeit betrachtet haben mochte.

Henry war sehr energisch.

In kurzer Zeit hatte er mich durch einfache Mittel aus meiner Ohnmacht erweckt und trug mich in meinen alten Lehnstuhl. Ich erholte mich schnell, konnte aber erst nach längerer Zeit einige Worte mühsam hervorstammeln.

Endlich war ich der Sprache wieder mächtig und dankte meinem lieben Freunde für seine Mühe in bewegten Worten.

Henry schüttelte seltsam den Kopf.

Eine nicht zu verkennende Bewegung mit der Hand sollte wohl andeuten, wie unklar ihm der plötzliche Nervenanfall, den ich gehabt, sei.

Als Henry nun sah, wie ich mich schon ganz erholt hatte, begann er in erzwungen lustigem Tone, der mich aber recht verstimmte, so: Lieber Freund! Es ist schon längere Zeit her, da Du mich Deinen besten Freund nennst. Wenn Jemand einen derartigen seltenen Schatz — ohne

mir schmeicheln zu wollen — besitzt, so soll auch nach dem einfachen Naturgesetze der Eigenthümer darauf bedacht sein, sich ihn zu erhalten. Kann nun .....

Halt Freund, unterbrach ich Henry. Halt, mein heißgeliebter Junge! weiß ich doch, wo Du hinaus willst! Nun ja, ich will es schon gestehen, ich habe an Dir gesündigt, aber .....

Ruhig, davon später. Erst unlängst treffe ich Deinen alten Famulus, der mir mit Thränen in den Augen eine Eröffnung gemacht hat, welche ich zwar schon längst geahnt, aber Dir gegenüber nicht aussprechen wollte. Am heutigen Tage aber muß es sein! Verzeih' deshalb meine Indiscretion mit der Thatsache. Ich wage zu sagen: Freund, Du bist krank, sehr krank, aber was ist die Ursache Deiner Krankheit. Diese Cardinalfrage drängt sich mir bei jeder Gelegenheit auf, ohne daß ich für sie eine Antwort finden könnte. Du verbirgst, mein Theurer, schon lange Zeit ein Geheimniß, in das Du mich nicht einweihen willst. Weißt Du noch jenen Abend, an dem wir uns gelobten, keine Geheimnisse zu haben, sondern Freud' und Leid gemeinsam zu theilen. Etwas muß mächtig auf Deine Seele eingewirkt haben, mit magischer Zaubergewalt hat es Dein innerstes Beste von Deinem hohen Berufe abgelenkt, und wehe, was doch noch kommen kann, wenn nicht ein entschieden thatkräftiger Mann in die Arena kampfgerüstet für Dich springt, ein treuer Freund, der nöthigenfalls auch sein Leben für Dich lassen kann, wenn es sich darum handelt, Dich einem sichern Verderben zu entreißen, Dich mit einem energischen Ruck von dem Abgrund hinwegzuziehen, in den Du zu stürzen, zu versinken drohst. Sprich, Freund meiner Seele, sprich den

geheimen Kummer, der Dich durchwühlt, nur aus, nenne mir den Mann, der Dich beleidigte, sage, wo ich ihn finde, ich will ihn zur Rede stellen und ihm bedeuten, was das heißt, einem blühenden, jungen Manne das Leben zu vergiften. Ach, wüßte ich doch den Namen dieses Elenden!

Der junge Mann hatte sich in schöne Begeisterung hineingeredet, seine Augen flammten Feuerblitze, seine Faust ballte sich.

Die Treue meines Freundes that mir sehr wohl.

Nach einer Pause sagte ich: Ja, mein theurer Henry, es ist wahr, ich verbarg bis zur Stunde ein Geheimniß in meinem Busen, aber Du sollst es erfahren. Vorerst verzeih' mir aber die Sünde, die ich an Dir beging, weil ich Dich in dasselbe nicht eingeweiht habe. Der Grund ist ein sehr einfacher.

Ich bin begierig, ihn kennen zu lernen.

Ich schämte mich.

Wie?!

Der liebe Junge schien mich nicht ganz zu verstehen, denn ich sah wie sich ein lebhaftes Erstaunen auf seinen Zügen malte.

Du begreifst wohl nicht, warum ich mich schämte — fuhr ich einlenkend fort — nun, darüber will ich Dir gerne Klarheit verschaffen. Die Antwort findet sich in einer kleinen Ueberhebung, die ich mir zu Schulden kommen ließ. Ich dachte — verzeihe mir die etwas hart klingenden Worte — — daß ein anerkannter Künstler seinem Jünger in Herzensangelegenheiten durchaus keine Aufklärung schuldig ist. Ach! ich sehe schon, wie es schmerzlich um Deinen Mund zuckt, nicht wahr, das hast Du gewiß nicht um mich verdient?! Aber tröste Dich, alter Schwede, Du sollst

Alles wissen. Aber vorerst muß ich die volle Verzeihung meines Fehltrittes von Deiner Seite haben.

Die hast Du, entgegnete Henry, mir treuherzig die Hand schüttelnd.

Seine früher den Stempel tiefen Schmerzes tragende Miene heiterte sich jetzt zusehends auf. Er bat mich, nur schnell zu beginnen, was ich auch that.

Du weißt guter Freund, hub ich an, wie wohl es einem Künstler thut, wenn seine Leistungen von der großen Welt, die das Theater besucht, anerkannt werden. Es denkt so Mancher, der einen echten Künstler in dem kleinsten Lustspiele agiren sieht, gar oft, daß es sehr leicht sei, sich die Zufriedenheit der großen Menge zu erringen. Du bist sachverständig, daher wirst Du auch wissen, mit welch' unsäglicher Mühe man arbeiten muß, um zu gefallen, um der reinen Kunst ein Opfer zu bringen, den uns vom Dichter geschaffenen idealen Gegenstand zur vollen Geltung zu bringen. Erinnerst Du Dich noch an das vergangene Jahr .....

O Gott! unterbrach mich Henry, ich erinnere mich noch gar lebhaft daran, wie Du oben auf der Bühne uns mit großartigem Geschicke einen prächtigen Fiesco, oder mit glühender Leidenschaft den Othello vorführtest. Ich denke zuweilen auch noch jener Tage, an denen das Publikum, wenn Du auftratest, nicht mit dem Beifall kargte, aber das war Dir durchaus nicht genug. Eine mächtige Stimme in Deinem Busen rief Dir das berühmte Wort „Erkenne Dich selbst" zu, Du arbeitetest weiter, bis Du endlich vor innerer Müdigkeit zusammenbrachst und auf ärztlichen Befehl der Residenz den Rücken kehren mußtest, um in's Bad zur Erholung zu reisen.

Ganz richtig, fuhr ich fort. Recht krank kam ich denn auch im schönen Franzensbad, im gesegneten Böhmerlande an.

Die ganze Welt war in diesem Bade vertreten.

Auf einem tragbaren Divan saß, aus einem mächtigen Tschibuk bläuliche Dampfwolken blasend, ein greiser Pascha, der wahrscheinlich seinen Harem deshalb verlassen mußte, weil durch sein faules Leben der Körper schlaff geworden.

In der Nähe des Franz-Denkmals sah ich Arm in Arm, die schönen Baumgruppen betrachtend, zwei Söhne Aethiopiens, die bei jeder Gelegenheit ihren breiten Mund öffneten, um ihre perlenähnlichen weißen Zähne zu zeigen.

Selbstverständlich fehlte auch der Engländer mit seinem quarrirten Anzuge, den rothen Bädeker unter dem Arme, dem unvermeidlichen, nicht.

Niedliche Französinnen im kleinen Hütchen und kurzen Röckchen, die entzückend schönen, mit feinen Saffian-Schuhen bekleideten Füßchen zeigend, fehlten auch nicht.

Auch der Russe hatte sein zahlreiches Contingent an schönen Damen, wie immer, gestellt.

Allmorgens öffneten sich die Thüren der Hotels und heraus kamen eine Anzahl Damen, die mit ungeheuren Schleppen das Macadam fegten, ohne darauf zu achten, wie sehr durch solche Nonchalance die kostbaren Roben ruinirt werden. Erst nachdem der große Trubel sich ein wenig gelegt hatte, wagte ich mich aus meiner stillen Klause heraus, trank aus dem Brunnen, den mir der Badearzt anempfohlen, begab mich sodann zum Frühstück, worauf ich meine Morgenpromenade durch zwei Stunden fortsetzte. Ich fühlte schon am ersten Tage, den ich in Franzensbad zubrachte, wie sehr die ange-

nehme Qual der letzten Monate in der Residenz meine ohnehin nicht starken Nerven auf das Höchste alterirt hatte, so daß ich à tout prix fort mußte, wenn ich nicht riskiren wollte ernstlich krank zu werden.

Die würzige Luft der Umgegend wirkte auf meinen Organismus ungemein wohlthuend ein.

Jenes nervöse Zucken, das mich oft minutenlang peinigte, verlor sich mit der Zeit ganz. — —

Eines Tages kam ich von meiner Morgenpromenade zurück, ich las ein Buch, welches ich vor Kurzem eingekauft, mit ungetheiltem Interesse.

Lange hielt es mich nicht im Lehnsessel.

Ich legte das Buch bei Seite und wollte wieder fortgehen. Ich hatte mich schon dazu gerüstet, als es klopfte. Ein kleiner, dicker Mann im schwarzen Anzuge trat in's Zimmer. Ehe er mich anredete, machte er eine tiefe, streng formelle Verbeugung, als wenn er vor dem König Audienz hätte, — so daß ich wider Willen lächeln mußte.

Alsdann hub er an: In mir sehen Sie den Theater-Director S.

Es freut denselben ungemein, daß Sie unsern Ort würdig gefunden haben, durch Ihre Gegenwart zu illustriren!!

Ich hatte Mühe, mein Lachen zu unterdrücken.

Es wird Ihnen wohl etwas spanisch vorkommen, wenn ein fremder Mann, der Ihnen vielleicht dennoch nicht so ganz fremd sein dürfte, plötzlich zur Thüre hereinschneit, aber haben Sie durchaus keine Sorge, denn ich bin durchaus kein Reporter einer Zeitung, daher auch kein Interviewer.

Das weiß ich, Herr S., aber bitte, was führt Sie zu mir? fragte ich.

Eine heikle Geschichte, die wohl nicht ohne beträchtliche Opfer abzumachen sein dürfte! versetzte er.

Auf meine Aufforderung nahm er Platz, ich war gespannt, zu hören, was für eine heikle Sache der gute Mann mit mir zu ordnen hatte.

Hm, meinte er nach einer Pause, durch die er mich mit sichtlichem Wohlgefallen betrachtet hatte. Hm, wir haben heute ein sehr flaues Publikum hier; gestern kamen neue Curgäste hier an und lasen in der Curliste auch den Namen von Euer Hochwohlgeboren. Es ist nicht lange her, so beehrten schon verschiedene große Künstler mein hiesiges Theater mit ihrer Anwesenheit. An solchen Tagen erfreute sich mein Musentempel einer regen Frequenz, um kurz zu sein, meine Cassa machte vorzügliche Geschäfte. Ich nahm große Summen ein, wenn einer Ihrer Herren Collegen bei mir auftrat. Ja wohl! — Er räusperte sich. —

Der gute Mann wiederholte den Satz mehrere mal mit einer eigenthümlichen Betonung, so daß ich es gar bald weg hatte, wo er denn eigentlich hinaus wolle.

Er schien einen festen Entschluß gefaßt zu haben, als er herausplatzte: Sie sind ein berühmter Mann, ich bitte Sie deshalb, mein werther Gast zu sein. — Eine derartige Gunstbezeugung würde ich Ihnen, verehrter Herr, in meiner Eigenschaft als Theater-Director gewiß niemals vergessen!

Er hatte in der That Recht.

Ein distinguirtes Publikum war gegenwärtig in Franzensbad beisammen, darunter auch reizende Damen, die einem bekannten Schauspieler gewiß ein benvenuto zurufen werden. Schon drei Wochen lang hatte ich die Bretter nicht betreten, es beschlich mich ein seltsames Gefühl. Mir war es, als wenn in meinem Busen mir

eine flüsternde Stimme zuwisperte: Drei Wochen hast Du in Unthätigkeit zugebracht, jetzt wird Dir Gelegenheit geboten, Dich hervorzuthun.... Quoúsque tándem....?!

Gleich war mein Entschluß zur vollen Reife gediehen, ich schloß ein auf drei Abende berechnetes Gastspiel mit dem wackern Director S. ab, der meine Großmuth bewunderte, weil ich statt der angebotenen halben Einnahme nur auf ein Drittel reflectirte.

Ich gönnte es dem guten Manne, der sich gewiß unsägliche Mühe geben mußte, um ein solch hohe Anforderungen stellendes Publikum wie das in der Saison daselbst versammelte nur einigermaßen befriedigen zu können.

Schon am andern Abend sollte ich mein Gastspiel beginnen.

Ich war noch unschlüssig, welche Rolle ich wählen sollte. Nach längerer Ueberlegung entschloß ich mich für den „Faust", wie Du weißt, eine meiner gewesenen Glanzrollen.

Der liebe Freund lächelte schmerzlich, sein Mund öffnete sich zu einem leisen Seufzer.

Nicht wahr, Henry, rief ich fast weinend aus, auch Du willst sagen tempi passati!

So ist's, aber hoffentlich werden jene goldene Zeiten wiederkommen!

Nimmermehr!

Ach, warum nicht gar gleich verzweifeln, — doch lasse mich Deine Geschichte weiter hören.

Ich trat als „Faust" auf und erzielte mit dem Goetheschen Prachtwerke eine zündende Wirkung. An mein Auftreten reihte sich die Darstellung des Fiesco, zum Schlusse creirte ich den Othello. Du weißt, daß gerade die letztgenannte Rolle eine meiner besten war, und ich glaube, daß die Abgabe dieser Karte pour prendre congé meinen lie-

den Kunstfreunden, die mich in Franzensbad spielen sahen, gewiß eine nicht unliebe Erinnerung bleiben dürfte. — —

Wider meine Gewohnheit stand ich am nächsten Morgen sehr zeitig auf und begab mich zum Brunnen.

Es war noch fast dunkel.

Die Anstrengung des vergangenen Abends hatte mich zu sehr übermüdet, weshalb ich keinen Schlaf finden konnte.

Ich nahm auf einem Stuhle Platz und blickte sinnend die im schönsten Morgengolde flammende Landschaft mit entzücktem Auge an.

Ich wurde aus meiner Träumerei durch ein seltsames Knistern im Gebüsch unterbrochen. Es kam immer näher und näher, da mit einem Male theilten sich die Zweige, eine weibliche Gestalt sprang hervor.

Hast Du, lieber Henry, schon jemals einen niedlichen Backfisch, den seine Mutter partout als reife Jungfrau präsentiren will, gesehen. Die sorgsame Mutter zieht dem Töchterchen lange Kleider an und schärft ihm selbstverständlich ein, sich recht züchtig und sittsam zu benehmen. Das Töchterlein ist ein ungemein schlauer Pfiffikus. Mit anerkennenswerther Virtuosität weiß es den Gang der reifen Jungfrau, ihr Benehmen in der Gesellschaft und noch vieles andere mehr zu copiren.

Wie oft mußte ich lachen, wenn so ein niedlicher Backfisch in Franzensbad, eine aufgeblühte Rose am Busen wie schwärmend betrachtend, herumspazirte.

Wenn aber das Backfischchen sich von Niemandem bemerkt glaubte, da zuckte es in ihr, das heiße, übermüthige Blut der jungen Pensionärin gerieth in Wallung, sie sprang auf und tollte herum, ganz so, als ob sie nur neun Jahre zähle.

Aehnlich mochte es sich auch mit der eben zum Gebüsch hereingesprungenen jungen Dame verhalten.

Als sie mich erblickte, sah ich eine glühende Röthe über die blühenden Wangen ziehen, die in einer nicht geringen Beschämung ihren Grund zu suchen hatte.

Ich weiß schon, lieber Henry, daß Du, ein Sohn der Musen, mir es gewiß nicht verzeihen würdest, wenn ich Dir nicht eine Schilderung der jungen Springerin an die Hand gebe. Denke Dir ein schöngeformtes Köpfchen, das ein rabenschwarzes aufgelöstes Haar bedeckt, Augen von derselben Farbe, und einen blendend weißen Teint; mehr zu sagen ist nicht so nöthig.

Die junge Dame schien ebensowenig vorbereitet zu sein, wie ich. Sie hatte nur eine leichte Morgentoilette übergeworfen, in der sie sich gewiß nicht am Brunnen gezeigt haben würde. Das lange Stillschweigen war mir peinlich, weshalb ich es mit diesen Worten brach:

— — — — — — — — — — — — — —

Mein Fräulein, ich schätze mich außerordentlich glücklich, am Morgen schon einer so schönen und reizenden Fee zu begegnen. Ohne Zweifel sind Sie, gnädiges Fräulein, schon längere Zeit hier, um die Cur zu gebrauchen?

Eine Röthe des Unwillens stieg in dem Antlitz des schönen Mädchens auf. Rasch entgegnete sie mir: Ich krank? Sie irren, mein Herr, ich bin durchaus nicht krank, aber meine Tante ist es. Dieses diene Ihnen zur Aufklärung. Gehaben Sie sich wohl, mein Herr, und kommen Sie, wenn Sie meinen Zorn nicht erregen wollen, niemals hierher, denn dieses ist mein trautes Plätzchen, an dem ich von zudringlichen, jungen Herren nicht gestört sein will!

Sie verschwand so schnell, wie sie gekommen war.

Es ist für einen jungen Mann von eigenthümlichem Reiz, wenn ihm eine junge Dame recht tüchtig mit beißender Rede zusetzt! Ich hätte Vieles darum gegeben, wenn das Mädchen mir die gewiß nicht allzu höflichen Worte noch einmal wiederholt haben würde.

Wie mag die junge Dame wohl heißen? fragte ich mich.

Es schien mir fast, als wenn sie gar kein Menschenkind wäre; ich glaubte, geträumt zu haben und erst als ich instinktmäßig meine Augen rieb, überzeugte ich mich von der Wirklichkeit meines Abenteuers.

Längere Zeit saß ich nachdenkend da, bis mich ein glühend heißer Sonnenstrahl traf, der mich aus der dumpfen Betäubung, die meine Sinne gefangen genommen, weckte.

Ich stand auf und ging etwas grollend zum Franzensbrunnen.

Nachdem ich einige Becher getrunken, setzte ich mich auf einer Rasenbank nieder und verfiel in einen Halbschlummer.

Mir däuchte, als wenn das seltsame Kind vor mir stünde und noch einmal den schlimmen, kurz angebundenen Satz wiederholte. Da plötzlich glaubte ich kleine Plagteufelchen zu sehen, jedes neckte mich, und wenn ich eines fassen wollte, um es verdientermaßen zu züchtigen, war Alles wieder verschwunden.

Ich fühlte, wie sich meine Stirn mit perlenden Tropfen bedeckte.

Ein eigenthümliches Summen vernahm ich nun, ein leises Lüftchen erhob sich, mir Kühlung zuzuführen.

Das Summen wurde stärker und immer stärker.

Ich glaubte, ein Käfer habe sich das Privatvergnügen gemacht, mich zu belästigen, weshalb ich schnell nach meiner Stirn griff und erwachte.

Ein Käfer war nicht da, aber etwas anderes.

Etwas war zur Erde gefallen.

Ich bückte mich schnell und siehe da — ein prachtvoller Damenfächer lag auf dem Sande.

Jemand, und höchst wahrscheinlich eine Dame, mußte hier gewesen sein und mich Schlummernden gequält haben.

Welche Dame konnte dies sein?! rief es in mir.

Unter den zur Cur anwesenden Damen kannte ich wohl gegen zwanzig, aber diese waren erstens hochgebildet und zweitens würden sie, wenn sie sich schon einmal so ein Späßchen mit einem jungen Manne erlaubt hätten, sich nicht auf eine so blitzschnelle Weise entfernt haben, sondern würden da geblieben sein, um Verzeihung für die kleine Sünde bittend.

Kein Zweifel, daß es ein Naturkind war, also wohl vielleicht ein bekannter verwegener niedlicher Backfisch, und einen solchen hatte ich erst vor einer Viertelstunde kennen gelernt.

Auf jeden Fall steckte ich den Fächer ein, um ihn bei Gelegenheit dem muthwilligen Mädchen zurückstellen zu können.

Nach und nach kamen Herren und Damen aus den Häusern und wanderten zu den Quellen.

Ich schritt eine Häuserreihe herunter.

Bei einem Hotel blieb ich stehen, weil ich vernahm, wie eine Stimme, die wohl einer älteren Dame angehören mochte, einer Weinenden eine Strafpredigt hielt. Ich trat näher und lugte vorsichtig in die im Erdgeschoß

befindliche Wohnung. Meine kleine Peinigerin von heute Morgens saß auf einem Schemel und weinte bitterlich. Eine alte Dame — vermuthlich ihre Tante — suchte in einem Kasten etwas und fuhr fort, ihre Nichte auszuzanken. Ich wußte gar wohl, was sie suchte und auch begreiflicherweise nicht finden konnte.

Dem Mädchen kann geholfen werden, sagte ich zu mir.

Die alte Dame hatte dem Fenster den Rücken zugewendet, so daß ich, ohne Furcht, bemerkt zu werden, mich zeigen konnte.

Ich that dies auch, indem ich dem hübschen Mädchen winkte, heranzukommen. Ein furchtbarer Gluthblick — ein Blick, der nur Kindern des Südens eigen ist — traf mich aus den flammenden Augen.

Rasch zog ich den Fächer aus der Tasche und drohte dem jungen Mädchen lächelnd mit dem Finger.

Wie eine Katze schlich sie zum Fenster und nahm mir denselben aus der Hand.

Wieder traf mich ein ähnlicher Blick.

Diesmal drückte er reine Freude aus.

Sie drückte mir dankbar die Hand und sah mich freundlich an.

Dann machte sie mit der Hand ein unverkennbares Zeichen, mir bedeutend, mich nun abzuführen. Da ich nicht wenig neugierig war, wie sich der lose Schalk aus der Affaire ziehen werde, warf ich der jungen Schönen noch einige Kußhändchen zu, die sie nicht ungütig aufzunehmen schien und that so, wie wenn ich mich auf dieselbe geräuschlose Art, mit der ich gekommen, auch nun wieder entfernen wollte.

Indessen blieb ich ganz ruhig beim Fenster und lugte wie früher vorsichtig in das Gemach.

Mit verschränkten Armen ging das Mädchen auf die alte Dame zu.

Hm, sagte sie, hm, da hat man's; siehst Du! wie oft habe ich Dich gebeten, nicht beim Fenster zu sitzen, sondern mir diesen Platz zu überlassen. Es ist gewiß, daß Dein Fächer herausfiel und Jemand das gewiß nicht unwillkommene Geschenk mit Vergnügen aufgehoben hat. Nun, da siehst Du, Tante, wie mißlich es ist, meinem Rathe keine Aufmerksamkeit zu schenken.

Ah bah! entgegnete die Angeredete, wenn ich nur lieber meinen Fächer hätte. Gestern gingen nur sehr Wenige an unserm Fenster vorüber, und ich glaube . . . Ah, Du weißt, wer den Fächer fand?! fragte die Dame gespannt.

Das nicht, aber ich vermuthe, daß ihn Jemand fand! versetzte das Mädchen mit leichter Ironie.

Aber wer?!

Das weiß ich wirklich nicht. Ich will Dir, Tante, noch Eines sagen: Es ist durchaus nicht schön von Dir, mich mit so unbarmherziger Rücksichtslosigkeit zu behandeln, wenn Du selbst überzeugt wärest, daß ich den Fächer verloren habe. Nun sage ich Dir nur, er ist nicht weg, sondern hier ist er, siehst Du, da. Aber das nächste Mal sitze nicht beim Fenster.

Warum?!

Aus dem einfachen Grunde, weil der Fächer gerade hier unter dem Fenster lag. Du hast Dich wahrscheinlich fester über die Fensterbrüstung hinausgebogen, und der Fächer entfiel Deiner Hand. Zum guten Glück ging an unserm Fenster noch Niemand vorüber, denn

hätte er das kostbare Stück erblickt, würde er es gewiß mit innerem Wohlgefallen betrachtet, aber es schwerlich retournirt haben. Für den Verdruß, den Du mir bereitetest, mußt Du mir genügende Revanche geben. Heute esse ich beim Frühstück statt zwei Kuchen vier. Hörst Du, Tante, vier! Die Tante war froh, den Fächer wieder gefunden zu haben und bewilligte die erbetene Revanche sehr gern.

Als ich vor dem Fenster hörte, wie schlau sich der Schalk aus der Schlinge zog, hätte ich gern laut aufgelacht.

In heiterer Stimmung ging ich wieder zum Brunnen zurück, zog meinen Becher aus der Tasche und trank frisch drauf los.

Ich wußte ganz gut, daß bald das junge Mädchen mit ihrer Tante herkommen werde und blickte deshalb unverwandt nach dem nicht weit entfernten Hause, aus dem ich auch nach wenigen Minuten die Tante mit der Nichte kommen sah.

Der Letzteren spielte ein schelmisches Lächeln um den Mund, sie mochte sich wohl des gelungenen Streiches, den sie der Tante gespielt, freuen.

Ihr scharfes Auge erkannte mich sofort.

Ich hatte genug getrunken und steckte deshalb den Becher in die Tasche.

Noch wenige Minuten, und die Tante mit der Nichte standen neben mir.

Meinen Becher, Mila! herrschte sie ihre Nichte an.

Dieselbe öffnete — ein verstohlenes Achtelseitensblickchen nach mir werfend — ihr Körbchen, stöberte darinnen herum, jedoch brachte sie keinen Becher hervor. Endlich gestand sie mit gut imitirtem Zittern, sie hätte ihn zu Hause vergessen.

Selbstverständlich mußte ich dies hören, denn Beide standen in meiner unmittelbaren Nähe. Ich wußte schon, wo das hinaus sollte. Ich machte — da mich das Mädchen wiederum ansah — der alten Dame eine höfliche Verbeugung und sagte: Gnädige Frau, Sie haben — wie ich eben höre — Ihren Trinkbecher zu Hause vergessen. Verzeihen Sie deshalb einem Ihnen vielleicht nicht so ganz unbekannten jungen Manne, wenn er sich die Freiheit nimmt, Ihnen seinen Becher anzubieten und Ihnen mit Ihrer Erlaubniß denselben zu kredenzen.

Ich eilte, selbst auf die Gefahr hin, abzufallen, zum Brunnen und brachte meinen gefüllten Becher, den ich der Dame mit der freundlichsten Miene überreichte.

Die alte Dame war ob meiner Zuvorkommenheit hoch erfreut.

Die Augen des jungen Mädchens blitzten, sie schienen mir zuzurufen, in gleichem Stile so fortzufahren und könnte ich gewiß sein, mich bei der Tante bestens zu accreditiren.

Sie ließ noch hin und wieder eine kleine hingelispelte Verwünschung der Nachlässigkeit ihrer Nichte fallen, machte aber, als selbe sie durch Schmeicheleien in eine angeheiterte Stimmung versetzte, gute Miene zum bösen Spiel!

Es war aber auch ein böses Spiel, das Mila mit ihrer Tante spielte. Ich hätte meine ganze Kraft drangesetzt, um nur die alte Dame, die mir bei der Entwicklung einer Conversation dennoch etwas hinderlich war, zum Fortgehen zu bewegen.

Wie soll man dies anfangen, wenn man kaum zwei Minuten bekannt ist!?

Das schlaue Mädchen wußte Rath.

Sie gähnte ein wenig und sprach endlich: Liebe Tante, es ist hier äußerst langweilig, ich möchte, während Du Deinen Brunnen trinkst, einen Spaziergang durch den Volksgarten machen!

Aber Mila, wo denkst Du hin, Du wirst doch nicht allein gehen wollen, das ist unschicklich!

Es ist aber doch möglich — wenn die gnädige Frau nicht dagegen ist — den Wunsch des Fräuleins zu erfüllen. Wenn Sie gestatten, werde ich Ihr Fräulein Nichte begleiten.

Bitte, Tante, bitte. Nicht wahr, ich kann mit dem liebenswürdigen Herrn einige Minuten im Garten lustwandeln.

Nun ja, aber in einer halben Stunde erwarte ich Dich hier; der Herr wird wohl die Freundlichkeit haben, meine Nichte zu begleiten, um dann seinen Becher mit bestem Danke in Empfang zu nehmen.

Zu viel Ehre! entgegnete ich, der jungen Dame den Arm bietend.

Wir entfernten uns.

Einige Minuten gingen dahin, ohne daß Einer das Stillschweigen auch nur mit einer Silbe gebrochen hätte.

Ich blickte auf und sah in ein von glühendem Feuer übergossenes Angesicht, das mich mit jungfräulicher Verschämtheit anblickte.

Zum ersten Male war ich um einen Gesprächsstoff verlegen. —

Verzeihen Sie, mein Herr, daß ich heute Morgen so unhöflich mit Ihnen sprach, — begann sie — aber ich hätte es gewiß nicht gethan, wenn ich nicht so heftig wäre. Wissen Sie, in meinen Adern tollt ein gar wildes Blut. Ich gleiche meinem verstorbenen Vater, einem leider zu oft allzu rasch handelnden Manne, in vielen

Stücken. So war auch, wie man mir sagte, meine Mutter, und die ist auch längst todt. Aber ich sehe, wie Ihre Stirn noch umwölkt ist. Ach, ich weiß, Sie zürnen mir immer noch!

Sie irren, mein Fräulein, versetzte ich, ich zürne Ihnen durchaus nicht. Im Gegentheil, ich bin sehr glücklich, mit Ihnen bekannt geworden zu sein. Dieser kleine Scherz von heute Morgen ist ja gar nicht einer Verzeihung werth, es ist das Beste, wenn wir nur hin und wieder über den gelungenen Witz lachen, denn als Bosheit kann man einen derartigen Augenblicksstreich Ihnen doch nicht anrechnen.

Also, Sie sind großmüthig. Nun, die Großmuth gefällt mir bei einem Manne ausnehmend gut, bei einer Frau kann ich sie absolut nicht vertragen.

Warum denn?!

Sie bringen mich durch Ihr Warum in eine gelinde Verzweiflung. Es ist eine Frage, die ich Ihnen mit Worten durchaus nicht beantworten kann, aber es sagt mir ein inneres Gefühl, daß eine Hauptbestimmung der Frau ist, nicht großmüthig zu thun, sondern stets nur vermittelnd einzutreten.

Sie irren, Fräulein. Verzeihen Sie, wenn ich Sie unterbrochen habe. Aber das, was Sie unter Großmuth verstehen, ist nicht der rechte Begriff, das ist die Großthuerei. Wie ich jetzt bemerke, sind Sie keine Deutsche

Nein, ich bin keine Deutsche, sondern bloß in ein. deutschen Stadt durch zwei Jahre in der Pension gewesen, woselbst ich die deutsche Sprache so recht und schlecht erlernte und nebenbei auch neben den weiblichen Handarbeiten die französische und englische Sprache kultivirte.

Darf ich fragen, wo Ihre Heimat ist?!

Sie wollte mir eben die Antwort sagen, als man ein wildes Rufen vernahm, das ihre Rede abschnitt.

Fangt ihn! riefen vielleicht an hundert Stimmen.

Ich trat mit der jungen Dame, die ängstlich ihren Arm in den meinigen gelegt hatte, zu einer Gruppe, in der ich den Theater-Director S. sah, und befragte ihn um die Ursache des immer mehr zunehmenden Tumultes.

Hm, meinte er, eine Prise nehmend, dieser Fall steht nicht vereinzelt da, im Gegentheil, fast jede Woche haben wir einen solchen zu verzeichnen. Betrachten Sie, lieber Herr, jenen Tisch mit der grünen Decke. Es sitzt die Gräfin Bergen mit ihrer Tochter dort. Also daselbst hatte auch ein äußerst feingekleideter Herr Platz genommen. Er stellte sich den Damen als den Fürsten Soundso vor und wurde deshalb von ihnen geduldet. Mitten im Gespräch ließ er aber so gemeine Reden laut werden, daß sich, wie leicht begreiflich, die Damen ganz entsetzt abwandten. Diesen Augenblick benutzte der saubere Herr und löste blitzschnell der Tochter der Gräfin das Armband. Eben wollte er das Manoeuvre bei der alten Dame wiederholen, da faßte ihn ein Herr, der die ganze Geschichte mit angesehen hatte. Der Dieb, ein berüchtigter Hochstapler, entfloh eilends. Sehen Sie dort den Kerl im blauen Rocke. Das ist er. Ob sie ihn erwischen werden, weiß ich nicht. Eben jagt er in die letzte Häuserreihe. Er nimmt, wie es scheint, seinen Weg nach Eger. Ist dies der Fall, so entkommt er nicht.

Woraus schließen Sie das?

Weil wir sofort nach der Stadt telegraphiren werden, so daß der Gauner, noch bevor er sie betreten hat,

von einigen Polizeidienern aufgegriffen und festgesetzt werden wird.

Dieser unvorhergesehene Zwischenfall hatte uns von dem Thema der Unterhaltung ganz abgebracht.

Ein Blick auf die Uhr mahnte mich zur Rückkehr.

Beim Brunnen angelangt, kam uns die alte Dame mit sehr freundlicher Miene, die sich jedoch plötzlich verdüsterte, entgegen. Ein vorwurfsvoller Blick ruhte auf der Nichte, die in ihrer lieben Einfalt, die ihr so niedlich zu Gesichte stand, ihren Arm in den meinigen geschoben hatte.

Die Tante bat mich, ihrer Nichte diese Freiheit zu verzeihen, da sie noch sehr jung sei und nicht bedacht habe, daß es wider die Etikette wäre, nach der ersten Begegnung schon meinen Arm zu nehmen. Da war die alte Dame aber nun wieder an die Unrechte gekommen, denn ihre Nichte rief unmuthig aus: Tante, Du bist auch bei jeder Gelegenheit bitterböse! Der Herr ist so liebenswürdig, mich zu begleiten und Du zürnst mir sogar, wenn ich von einer Sitte Gebrauch mache, welche schon Jahrhunderte bestehen mag, ohne daß es Jemand gewagt hätte sie anzutasten; sie wird unbeschadet doch weiter bestehen, so lange es Menschen und zwar freundliche Menschen giebt!

Ich muß an dieser Stelle bemerken, versetzte ich, daß Fräulein Mila mich vorerst um Erlaubniß bat, und selbstverständlich war es mir ein Vergnügen, dieser Bitte willfahren zu können. Die Tante nickte entschuldigend, worauf wir einen kleinen Spaziergang zu machen beschlossen.

Du kennst, lieber Henry, die Unterhaltung in einem Badeorte, in denen uns ein ewiges Einerlei alltäglich

vorgeführt wird. Man spricht gewöhnlich von den Badeereignissen. Dieses Thema ist aber gar bald abgehandelt, da Einem der nöthige Stoff fehlt, um die kleinen Vorkommnisse in möglichst anziehender Form wiederzugeben.

Als ich mit den beiden Damen die Allee hinabschritt, kam mir unwillkürlich der berühmte Satz eines geistreichen Franzosen: *Touts les genres sont bons, hors les genres ennuyeux!* in den Sinn. Ich wußte ganz gut, wie unangenehm den Damen ein langweiliger Gesellschafter ist, weshalb ich meinen Novitätenbeutel möglichst rasch vor ihren Augen ausleerte; sodann verlegte ich mich auf das Erzählen einiger rasch erfundener Anecdoten, gemüthlicher Charakterzüge aus dem Leben hervorragender Männer, kurz, ich begann die Damen zu unterhalten.

Das Letztere war aber durchaus nicht das Ziel, dem ich entgegeneilen wollte. Noch früher, als ich erwartet, hatte ich meinen Anecdotenvorrath erschöpft. Ich wollte aber, wie Du weißt, allzugerne die Heimat der beiden Damen wissen, weshalb ich mit gewissen Fragen ihnen auf den Zahn fühlen wollte. Denn so mit einem Mal mit einer Frage herauszuplatzen, verbot mir mein Feingefühl.

Wie waren diese Fragen?

Nun, es waren eben kleine Stücke eines Gespräches.

Wie beispielsweise?

So ungefähr begann ich: In der letzten Woche hatten die Franzensbader einen Nebel zu verzeichnen, der in ihren Annalen gewiß als ein seltenes Ereigniß prangen wird. Er glich ungemein dem englischen Nebel, so daß man wirklich glaubte, in einer kleineren Stadt Albions zu sein. Ohne diese immer wiederkehrende Naturerscheinung wäre England kein so übler Aufenthalt.

Denken Sie sich, meine Damen, beispielsweise in die prächtige Regent-Street in London. Ein dumpfes Getöse der ewig verkehrenden Wagen, ein unaufhörliches Pfeifen der Condukteure der Tramway, das dumpfe Gemurmel einer Masse Menschen, die Sie sogar auf drei Schritt nicht erkennen, die rastlosen Bemühungen der Policemen, um die Fahrstraße personenfrei zu erhalten, dazwischen das Kreischen eines unverschämten jungen Burschen, der Sie schon von ihrer Wohnung aus verfolgt und sich nicht eher im Nebel verliert, bevor Sie ihm nicht ein Stück Geld zugeworfen haben. Dies Alles macht einen befremdenden Eindruck auf den Deutschen, welcher sich alsdann gar gern in seine deutschen Gauen zurückwünscht! Sie hatten wohl schon Gelegenheit, einen derartigen Nebel in England zu beobachten?"

Ich erhielt eine verneinende Antwort.

Fast eine Viertelstunde hatte ich auf diese Weise, leider ohne den geringsten Erfolg zu erzielen, herumgerathen, ich war sicher, die größten Staaten Europa's durchgenommen zu haben, nun kam ich zum Reiche des kranken Mannes. Als ich jedoch nur den Namen „Türkei" ausgesprochen hatte, bemerkte ich, wie die Beiden plötzlich leidenschaftlich auffuhren. Ich beobachtete Mila. Ihre rosigen Lippen hatten sich im Zorne verbissen, die kleine Hand ballte sich zu einer Faust, ihre Augen blitzten, sie schien mit diesen wunderbaren dunkeln Augen eine Legion Janitscharen zum Kampfe herausfordern zu wollen!

In jenem mächtig schönen Augenblicke hatte ich mir sehnlichst gewünscht, daß die Augen auch hätten sprechen können. Gewiß würde eine lange verhaltene Klage an mein Ohr gedrungen sein, vielleicht hätte ich einen

Schmerz lindern können, und gern hätte ich es gethan, wenn ich den Grund der so plötzlich aufbrausenden Leidenschaft gewußt.

So wie an Tagen, wo düstere Wolken am Firmamente ziehen und schnell die Sonne mit ihrem blendenden Schein sie bleicht, so überflog jetzt ein schwärmerisches Lächeln die Züge Mila's.

Sie lächelte und schien es nicht zu bemerken, wie sich eine Thräne aus ihrem klaren Auge stahl und in der schwarzseidenen Wimper als eine Perle glänzte.

Ich fühlte, wie ich durch meine Neugierde einen Schmerz erweckt hatte, der wohl schon lange in dem Busen der Jungfrau geschlummert haben mochte und jetzt mit Leidenschaft wieder hervorbrach.

Meine angestrengtesten Bemühungen, dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, blieben fruchtlos. Auf meine Fragen erhielt ich Antworten, die sich gar nicht auf das von mir eingeleitete Thema bezogen.

Geben Sie sich keine Mühe, lieber Freund, raunte mir die alte Dame zu, Mila's Gedanken weilen in der schönen Heimat, nach der auch ich mich sehne, und die ich mit ihr in den nächsten Tagen erreichen werde, wenn ich gesund bleibe. Gehaben Sie sich wohl, mein Herr!

Sie wollte, mich leicht grüßend, ihre Nichte wegführen, aber diese schien die Rede derselben nicht zu beachten. Mit der alabasterweißen Hand berührte sie die Stirn und flüsterte: Ach, Tante, führe mich doch wieder in meine lieben schwarzen Berge!

Eine Pause trat ein. Die Züge des Mädchens hatten einen weichen, schwärmerischen Ausdruck angenommen.

Wie sehr glich das einfache Kind jener wundervollen, sich nach dem Lande seiner kindlichen Träume sehnenden Mädchengestalt! Ach, wie ist's schön dorten im trauten Heimatlande! setzte sie hinzu. Ein feucht verklärtes Blau — von keinem winzigen Fleckchen getrübt — erglänzt da droben. Auch hier ist heute ein heiterer Himmel, aber er ist nichts gegen das wunderbare Blau, das meine liebe Heimat überwölbt. Dürft' ich nur lange Zeit in meinem herzigen Dörfchen, das ich Jahre nicht mehr erschaut, zubringen, um mich der süßen Träume meiner Kinderjahre zu erinnern, jenes Tages, da mir die traute Mutter die ersten Opanken*) schenkte und ich mit der hochwillkommenen Gabe mich stolz in der Nachbarschaft zeigte, und von allen übrigen Kindern, die noch barfuß laufen mußten, beneidet wurde. Ich denke noch ganz gut des Tages, da eine Horde türkischer Räuber das Heimatsdörfchen in Brand steckte, meine Eltern erschlug — oh .....

Wieder eine Pause schmerzlicher Rührung.

Aber Mila lebt ja noch! Eltern, schlummert süß in eurem Grabe, eure Mila ist ja noch da, hahaha, sie lebt noch und wird euch rächen.

In dem grellen Lachen, das diese Rede begleitete, ersah ich, was sie für eine tiefe Liebe zu den ermordeten Eltern hegte, die aber durch die unverhohlen ausgesprochene Rachsucht in ein eigenthümliches Licht gestellt wurde.

Es ist die Blutrache eine hervorragende Eigenschaft der weniger kultivirten Slaven. Es ist hierbei nur der Unterschied — wie ich später erfuhr — daß während Corsen, im nächsten Gebüsch versteckt, dem Opfer das

*) Eine Fußbekleidung.

tödtliche Blei in das Herz jagen, die Slaven ihren Feind auf offener Straße anhalten, ihn zur Vertheidigung zwingen und dann ehrlich kämpfen.

Ich war erstaunt ob des ruhlosen Geistes, der in Mila's Häuptchen arbeitete.

War das dieselbe Mila, die kaum zwei Stunden vorher ihrer Tante den lustigen Streich gespielt?! —

Ein tiefer Ernst lagerte auf ihren Zügen.

Man konnte das Mädchen nicht ansehen, ohne des Glaubens zu sein, es wäre Tizian's berühmte Neapolitanerin mit dem zündenden Gluthblicke aus dem Rahmen getreten und schaute uns eben mit geringschätzender und doch wieder erhabener Majestät an.

Ich wagte, trotz der gebietenden Haltung Mila's, einige Worte: Fräulein, Sie wollen sich rächen, bedenken Sie ......

Sie unterbrach mich schnell mit den Worten: Ich weiß, was Sie sagen wollen, es ist unedel, sich zu rächen. Das glaube ich nicht, trotzdem es mir in Berlin ein alter Schulmeister mit dem Aufgebote seiner ganzen Ueberredungskunst weiß machen wollte. Mein Herr, setzte sie mit feierlichem Ernste hinzu — bitte, sagen Sie mir, haben Sie Eltern?

Ich bin so glücklich, versetzte ich.

Wenn man Ihre Eltern vor Ihren Augen ermordete, wenn Sie — wie ich — ein an Händen und Füßen gebundenes Kind, in eine Ecke der Hüte geworfen worden wären, wenn Sie gesehen, wie der Räuber seinen scharfen Stahl in die Brust des Vaters stieß, wie das Gesicht der armen Mutter ein furchtbarer Blutstrahl traf, wie sie im nächsten Augenblicke das Schicksal des Vaters theilen mußte, — mein Herr, wenn Sie diese Gräuelthat

mit Ihren eigenen Augen gesehen hätten, dann würden Sie wohl nicht an dem alten Pfaffenspruche: Jedem zu verzeihen, festhalten können, ein furchtbares Gefühl würde Ihre Brust erfüllen, es würde unaufhörlich Ihnen einen bittern Vorwurf machen, so lange man dem seltsamen Triebe nicht Folge leistet. Wissen Sie, wie die meisten Menschen diesen Trieb nennen? Mit verächtlichem Achselzucken, das mehr sagt, als große Bände sagen können, wird dieser Trieb die gemeine Rache genannt. Ich bin zu Ende, mein Herr, ich habe Recht, ich sehe, daß Sie schweigen.

Sie sind höchlichst aufgeregt, mein Fräulein, versetzte ich, und würden daher auch meinen Gründen, mit denen ich die Unnatur des Rachetriebes zu widerlegen suchte, entgegentreten, weshalb ich mir die weitere Auseinandersetzung auf einen geeigneteren Zeitpunkt mit ihrer Erlaubniß vorbehalte.

Gut denn, sagte sie, aber ich werde, wenn sich meine Aufregung gelegt hat, von Ihnen Rechenschaft verlangen, und Sie versprechen mir, dieselbe zu geben?

Ja!

Nun wohl. Ich halte Sie beim Worte. Damit Sie mir aber, bevor Sie mir Rede gestanden, nicht entfliehen, so mache ich Sie für den heutigen Tag zu meinem Sklaven. Sie werden sich daher auch bequemen müssen, mich zu begleiten!

Aber Mila, diese unziemliche Rede! fiel die Tante ein.

Keine Umstände, Herr Sklave, rief mir Mila zu, nicht wahr, so werden wir es halten?

Mit Ihrer Erlaubniß.

Wo frühstücken wir? fragte die alte Dame.

Meine Gedanken waren anderswo, so daß mir diese

unprosaische Frage der alten Dame ein Lächeln abnöthigte. Wenn Sie gestatten, bei Ihrem Sklaven, Fräulein. Der Sklave ist so frei, Sie und die Frau Tante für heute in seine Behausung zu Gaste zu bitten, wenn auch er nur erst wenige Stunden das Vergnügen hat, Sie zu kennen.

Ganz richtig, sagte Mila, zu ihrer Tante gewendet, leicht lächelnd, unser Sklave muß uns doch selbstverständlich beim Speisen bedienen und dafür sorgen, daß der Faden des Gespräches sich nicht verliert. Allons, geben Sie mir Ihren Arm. So, und nun nach Ihrer Behausung.

Dieselbe war in kurzer Zeit erreicht.

Das gemeinsame Frühstück verlief ziemlich ruhig. Es wurde dabei nur sehr wenig gesprochen, was werth wäre, mitgetheilt zu werden. Nur muß ich Dir bemerken, wie sehr es die alte Dame amüsirte, als ich unter tiefen Bücklingen, die Arme auf der Brust gekreuzt, Mila stets fragte, ob Sie noch etwas wünsche und sodann im Falle das Nöthige schleunigst herbeischaffte.

Ich machte mir auch den Spaß, zuweilen das Gewünschte auf einem Polster knieend zu überreichen, und ein süßer, nie geahnter und gekannter Wonneschauer durchrieselte mich, wenn Mila ihrem Sklaven das reizende Füßchen auf das Haupt stellte.

Die Tante mochte noch so sehr gegen das übermüthige Spiel der Nichte eifern, aber es half nichts, und so lachte sie denn schließlich mit.

Unter heiteren Gesprächen bemerkten wir nicht, daß uns die Mittagsstunde beschlichen hatte.

Was ist das? rief die Tante, auf die Uhr blickend. Mila lachte.

Die Tante hörte die Mittagsglocke schlagen. Zwölf Uhr wäre es schon? fragte sie, sich zu mir wendend.

Allerdings! gab ich zur Antwort.

Nicht wahr, Tantchen, rief Mila fröhlich aus, nicht wahr, mein Sklave ist ein ganzer Mann. Der versteht es, einem die Stunden wegzuplaudern!

In der That, mein Herr, setzte die Tante lächelnd hinzu, Sie verfügen über ein Unterhaltungstalent, das mich mit Respekt vor Ihrem Geist erfüllt. Ja wahrlich, mein Herr, man findet einen so geistreichen Mann wie Sie, sehr selten.

Ich lehnte das Compliment dankend ab.

Als wir von unserer Unterhaltung aufstanden, war es Zeit, für den Nachmittag Dispositionen zu treffen.

Ich schlug eine kleine Landpartie vor, und dieses Projekt wurde mit großer Freude von Mila angenommen. Die Tante wollte einige Einwendungen machen, indem sie sagte, es wäre ihrer Gesundheit nicht sonderlich zuträglich, jetzt eine kleine Reise anzutreten, da sie sich nicht besonders stark fühle.

Husch, war die liebe Mila wieder da, und bat ihre Tante inständigst, mitzukommen.

Wohl oder übel, die alte Dame mußte nachgeben.

Ein Wagen war bald herbeigeschafft, wir stiegen ein und im Galopp ging es nach einem mehrere Stunden von Franzensbad entfernten Dörfchen.

Der Hauptbeweggrund, der mich veranlaßte, einen Ausflug nach dem Dörfchen zu machen, war der: Du kennst doch den gefeierten Dichter H. — der jetzt in seinem Geburtsorte — im Sommer in dem schönen Franzensbad wohnt. Du wirst auch wissen, daß er mein Studiengenosse war, und Freunde, mit denen man einst am „viel=

zerschnittenen Tisch als Schüler saß", vergißt man nicht so leicht. Mein Hauptzweck war also, wie Du nun leicht errathen wirst, den alten Freund in seinem stillen Heim aufzusuchen.

Wir fuhren schon eine gute Stunde.

Der Landauer, den wir bekommen, war ein erbärmliches Ding. Wie mir schien, mußte er bereits an Altersschwäche leiden, die Federn waren fast gar nicht mehr vorhanden, denn, sobald das Wagenrad an einen Stein stieß, hatten wir im Coupé das Vergnügen, den Stoß mit leiden zu müssen. Hingegen machte Mila dieses Aufstoßen der Räder vielen Spaß, auch ich lächelte manchmal darüber. Ein ganz anderes Gesicht machte aber die alte Dame. Bei jedem Stoße schien es mir, als wenn sie einen Schmerzenslaut mühsam unterdrückte. — Wir konnten diese Empfindlichkeit der Dame nicht übel nehmen, da sie nach meiner Berechnung mindestens dreimal so alt sein mußte, wie ihre Nichte, also in einem Alter, in dem Einen selbst die kleinsten Beschwerden, die das Leben bietet, fast unerträglich werden.

Ach, das ist schön! rief Mila aus.

Was, fragte ich, ohne aufzusehen.

Nun, betrachten Sie einmal die reizende Villa da droben auf dem Berge. Die bewohnt gewiß ein Maler, ein Componist oder vielleicht auch ein Dichter. Dieses auserlesene Paradies und der seltene Geschmack, der reizende Styl, in dem es gebaut ist, bringt mich auf diese Vermuthung. — Können Sie mir nicht sagen, lieber Freund, wem das Häuschen am Berge gehört?

Ich blickte auf und erkannte nach der Photographie, die mir einst Freund H. übersendet, sein Tusculum, das er sich fernab vom aufbrodelnden Qualm der Städte

erbaut und in dem er Genesung von einem schmerzhaften Nervenleiden, das er sich durch allzugroße Anstrengung zugezogen, zu finden hoffte.

Als ich Mila nur den Eigenthümer nannte, fehlte wenig und ich wäre von ihr umarmt worden.

Sie wollen mich wirklich mit Herrn H. bekannt machen? Ach! rief sie aus. Ach! das ist ausgezeichnet, dann lerne ich einen meiner Lieblingsautoren kennen. Nicht wahr, er muß ein geistvoller Mann sein? Wie sieht er aus? Nicht wahr, eine riesige Figur, so eine wahre Hünengestalt, einen langen, blonden Bart, der ihm bis an die Brust reicht, einen großen Kopf, eine ausgearbeitete, hohe Stirn, auf der das unverkennbare Zeichen der Genialität zu lesen ist, eine Adlernase und wunderbar blaue Augen, die Alles so schwärmerisch anblicken, als wenn sie Alles, was sie vor sich sehen, mit warmer, inniger Liebe umfassen wollten. —

Wie, Sie kennen H., bestes Fräulein?!

Das heißt, ich glaube ihn einmal in Berlin gesehen zu haben!

Wann, wenn ich fragen darf?

Es war voriges Jahr im Monat Mai, wenn ich nicht irre, am fünften.

Ganz richtig, um diese Zeit weilte er in Berlin.

Eine Freundin aus der Pension hat mir Herrn H. mit unverhohlener Bewunderung gezeigt, ich habe mich stets gesehnt, mit ihm einige Worte wechseln zu können.

Ihr Wunsch wird heute gewiß in Erfüllung gehen, Fräulein, verlassen Sie sich darauf. H. ist ein liebenswürdiger Mann, ein wahrer Freund von mir; er wird uns freundlich empfangen.

Glauben Sie?

Ganz gewiß.

Ich erinnere mich noch sehr gut, begann ich, an einen Tag, über den ich immer, wenn mir eben die Erinnerung an ihn in den Sinn kommt, herzlichst lachen muß. H. und ich waren Mitschüler. Jeder bewunderte das freundschaftliche Verhältniß, in dem wir zu einander standen. Es war aber auch kein Wunder, weil wir erstens Nachbarn waren, und zweitens gleichgestimmte Charaktere, oder was der Schulmeister gesagt hätte, ganz gewöhnliche — Lumpen. Es war ein heißer Julitag angebrochen. Die halbe Classe hatte sich durch bezahlte Leute krank melden lassen, das heißt: kein Einziger lag krank im Bette, sondern man gieng nicht in die Schule, sondern „schwänzte", wie der *terminus technicus* lautet. Nur ich und mein Freund H. zogen es vor, statt uns im Freien bei so schwüler Temperatur herumzutummeln, in die Schule zu gehen. Der Schulmeister las das Namensverzeichniß der Schüler ab und notirte die Fehlenden. Sodann begann er, uns einen Vortrag über die Cyropädie zu halten, der uns dennoch mit der Zeit langweilig wurde. Ich und H. gaben uns verschiedene Zeichen und wie auf einen Zauberschlag verschwanden wir unter der Bank. H. hatte Tags vorher von seinem Oheim ein funkelndes Federmesser erhalten, er wollte seine Güte in dem bekannten Messerspiele erproben. Das unaufhörliche Ticken der spitzen Klinge dringt neben dem Abzählen der *Points* an des Lehrers Ohr. Eben hat H. mit gedämpfter Stimme — aber dennoch zu laut — mir zugerufen: Wieviel hast Du? — Ehe ich noch antworten kann, sagt der Lehrer: Was ist das für ein Geschwätz von einem Pflaster, H., auch Sie? das hätte ich mir nicht vorgestellt! Da der

Lehrer nur H.'s Stimme erkannt hatte, tauchte der Citirte vom Boden auf und sagte: Entschuldigen Herr Lehrer, hier mein Nebensitzer sagt mir, der Arzt hätte ihm ein Heftpflaster auf eine Fußwunde gelegt, die ihn aber desungeachtet furchtbar schmerze. Er bittet, entlassen zu werden. Ist entschuldigt, versetzt der Lehrer. H., führen Sie Ihren Nebenmann nach Hause, wenn er krank ist. An den Haaren zog mich H. aus den unterirdischen Räumen hervor und rief mir zu: Hinke und verziehe schmerzhaft das Gesicht. Die Schuljugend kicherte, als uns der einfältige Schulmeister entließ, und kaum waren wir draußen, so rannten wir spornstreichs zu unsern Spießgesellen, die eben das beliebte Spiel „Räuber und Schergen" ausführten, und bei denen es trotz der Hitze immerhin um vieles interessanter war, als bei der langweiligen Vorlesung über die Cyropädie. So könnte ich Ihnen, meine Damen, noch tausend andere geniale Streiche aus meinem und H.'s Schulleben erzählen, wenn ich nicht glauben müßte, Sie durch meine Geschichten zu langweilen.

Beide Damen lachten über eine Unzahl loser Streiche, die H. und ich ausgeführt.

So verging uns die Zeit des Fahrens auf eine erträgliche Weise.

Die beiden Damen hatten sich ganz gut amüsirt, sie wußten nicht, wie langsam der Wagen den Berg, sich durch die zahlreichen Wege, die ihn wie eine Spirale umgaben, durchwindend, hinauffuhr, sie waren daher auch auf das Höchste überrascht, als das Fuhrwerk vor dem schön vergoldeten Gitter, welches sie schon von unten bewundert hatten, Halt machte.

Ich sprang aus dem Wagen und war den Damen beim Aussteigen behilflich.

Der Bruder H.'s, ein braver, junger Mann, kam eilends die Treppe herab, er erkannte mich, und ich stellte ihn alsdann den Damen vor.

Wir stiegen eine breite Marmortreppe hinan.

Der junge Mann schritt voran, öffnete die verschiedenen Zimmer, und erklärte das Nähere recht gern.

Die gastlichen Gemächer hatten, trotzdem sie mit feenhafter Pracht ausgestattet waren, keinen besonderen Reiz für mich, weil ich nur vor Ungeduld brannte, den alten Freund umarmen zu können. Ich fragte nach ihm, aber wie groß war meine Enttäuschung, als mir der Bruder des Dichters Folgendes mittheilte: Noch gestern weilte der Bruder hier, aber heute morgens fuhr er mit gepacktem Koffer ab. Wohin, weiß ich nicht genau.

Wohin, glauben Sie.

Nun, er sprach viel von einem griechischen Werke, das heißt von einem großen Roman, den er in Griechenland spielen lassen will. Er sagte auch, er werde demnächst nach dem Lande der Hellenen reisen, um daselbst die nöthigen Studien zu machen.

Sie dürften in Ihrer Vermuthung nicht so ganz irre gehen, denn der Bruder schrieb mir noch vor wenigen Wochen von einem ähnlichen Vorhaben, was er noch in diesem Jahre ausführen wollte, wenn das Wetter günstig bliebe.

Bitte, treten Sie hier ein. Es ist das schönste Gemach im ganzen Gebäude. Rathen Sie, was für Schätze es birgt.

Es ist ohne Zweifel der Silberzeugvorrath darinnen aufbewahrt, meinte die Tante.

Nein, gnädige Frau, erhielt sie zur Antwort.

Ich glaube nicht fehl zu schießen, wenn ich sage, dieses Gemach ist das Arbeitszimmer des Herrn Bruders.

Ganz richtig. Mein Bruder sieht es zwar nicht sonderlich gern, wenn ich sein Arbeitszimmer betrete, aber diesmal muß ich es ja thun. Wissen Sie, meine Damen, was mir einst passirte, als ich die alten Scharteken da drinnen von dem Staube befreite. Ich dachte an nichts Arges, da trat mein Bruder auf mich zu und verbot mir, die alten Bücher auch nur zu berühren!

Gehorchen Sie ihm? fragte Mila.

Selbstverständlich, einem so braven Bruder darf ich doch nichts abschlagen, antwortete der junge Mann.

Treten Sie ein, sagte er, aufschließend.

Ein erotischer Duft drang uns entgegen. Wir traten in einen kleinen Zauberpalast, in dem viele tausend schöne Dinge verborgen waren. Es war ein ungewöhnlich großes Gemach, dessen Decke von blauem Glase ein nicht allzu scharfes Licht durchließ.

In der Mitte befand sich ein kleiner Springbrunnen in einem netten Bassin, in dem sich blitzende Fischchen herumtummelten. Zahlreiche antike Figuren und Nachbildungen berühmter Meister-Werke waren in künstlerisch geordneten Gruppen geordnet, auf dem Schreibtisch lagen angefangene Arbeiten, verschiedene Briefe; das Alles war in seltsamer Unordnung, man sah ganz deutlich ein, daß die Reiselust in dem Dichter plötzlich erwacht sein mußte, weil er Alles in einem wilden Chaos liegen gelassen; im Hintergrunde befand sich ein Schaukelstuhl und eine Ottomane; unfern davon sah man mächtige Päcke alter Schriften nebst Zeitungen auf dem Boden aufgeschichtet; auch ein großer Glaskasten fiel dem Beschauer in's Auge,

er barg die zahlreichen Ehrengeschenke, die dem Dichter zu Theil geworden. Hier hing eine Kette von schwerem Golde, es war eine Gnadenkette, die ihm ein regierender Fürst geschenkt. An anderer Stelle sah man zahlreiche Ehrendiplome, die, in zierliche Rahmen gefaßt, sich von dem goldnen Ehrengeschenke — wie einer Anzahl Pokale — in ihren bunten Farben auf das Vortheilhafteste abhoben; ganz oben an der äußersten Spitze glänzte ein silberner Lorbeerkranz mit der Inschrift: Dem Verdienste seine Krone! Hart in der Ecke waren mehrere Zeitungsmappen sichtbar, in denen, wie uns der Bruder mittheilte, der Dichter Artikel, die ihm besonders gefielen, zum Angedenken aufbewahrte; die Zeitungsmappen hatten sämmtlich eine Inscription in Goldbuchstaben, welche lautete: „Der Druck hat uns vom Druck befreit!“

Alle staunten wir die Herrlichkeiten, über die der Dichter gebot, an. Mila und ihre Tante schwammen in Entzücken.

Selbst die prachtvollen blauseidenen Vorhänge wurden einer eingehenden Betrachtung unterzogen.

Besonders war es Mila, die Alles mit wahrhaft kindischer Freude anstaunte, die nicht müde wurde, sondern stets von Gegenstand zu Gegenstand hüpfte, und ihn von allen Seiten betrachtete.

Da schrie plötzlich Mila laut auf.

Der Bruder und ich sprangen ihr zu Hilfe.

Er war früher bei der Hand und ließ ein helles Gelächter ertönen, als er den Grund des Schreckens des jungen Mädchens gewahr wurde.

Sie hatte nämlich in ihrer Freude ein Kästchen ge-

öffnet, sie wollte dem Inhalt eine besondere Aufmerksamkeit schenken.

Das Kästchen enthielt chemische Präparate.

Alle wurden betrachtet. So hatte sie alle Fächer mit Ausnahme eines durchstöbert. Sie öffnete es rasch und stieß den Schrei aus, weil ihr der Schädel eines Menschen entgegengrinste.

Lachend nahm ihn der Bruder des Dichters in die Hand und wollte sich mit diesen Worten der am ganzen Leibe vor innerer Angst bebenden Mila nähern. Keine Furcht, liebes Fräulein, der Mensch, der in diesem Kopfe einst dachte, ist längst todt, und dieses erbärmliche Ding beißt ja nicht, hahaha!

Lachend warf der junge Mann den Todtenschädel in den Kasten zurück.

Bitte, treten Sie hierher! sagte er, uns zu dem Fenster führend.

Die Sonne beschien mit ihrem hellen Glanze ein wunderbares Thal mit zahlreichen Häuschen. In einiger Entfernung erschaute man ein Städtchen. Von Zeit zu Zeit erblickte man einen Wagen, der, von der Höhe aus betrachtet, winzig klein aussah.

Ein unsagbares Etwas verschönte das Ganze.

Es lag ein seliger Friede über der ganzen reichgesegneten Besitzung.

Wie schön, wie herrlich mußte sich hier arbeiten lassen? dachte ich, als ich hinabsah.

Kein Wunder, wenn bei einem so prächtigen Tusculum des Dichters Schilderungen so farbenglühend, so poesievoll ausfielen, wenn eine Welt sein mächtiges Talent anstaunen mußte.

Friedrich H. brachte schnell einige Fernrohre herbei,

mit deren Hilfe wir sogar dem bunten Treiben in dem naheliegenden Städtchen zusehen konnten.

Unser umherschweifender Blick fiel auf einen großen Platz, den in wenigen Augenblicken eine große Masse Leute füllte.

Nach einiger Zeit kamen mehrere Wagen mit Victualien. Eine Unzahl Marktweiber fiel über sie her, es dauerte kaum eine Viertelstunde, so entfernten sich die Bauern mit gefüllten Geldkatzen, um Anderem Platz zu machen.

Durch die Menge liefen eine Anzahl Burschen, in rothes Costüm gehüllt, und steckten Jedem, der sorglos über die Straße schritt, einen Zettel in die Hand.

Was sind diese Jungen? fragte Mila.

Sie könnten heute einen Hauptspaß erleben, wenn Sie geneigt wären, sich zu diesem Zwecke der Dienste meiner Wenigkeit zu bedienen! versetzte Friedrich.

Es soll uns ein großes Vergnügen sein, aber bitte, nicht wahr, es sind das Seiltänzer? warf die Tante ein.

Das wohl nicht, aber jene kleinen Menschen, die Sie für Bübchen halten, sind gar große Männer, es sind reproducirende Künstler, die sich höchst wahrscheinlich heute Abend dort produciren werden. Es ist ein solcher Abend in der That für Bauern ein ungemein genußreicher, wir aber, die wir doch behaupten können, etwas von Kunst zu verstehen, kommen, wenn die Künstler zu spielen anfangen und bis sie schließen, nicht aus dem Lachen heraus.

Ah, das klingt spaßig? rief Mila.

Ich muß diese Künstler sehen, nicht wahr, Sie führen uns hin, Herr H., Sie werden wohl die Güte haben? bat die Tante.

Oh, mit dem größten Vergnügen! Jetzt ist es fünf Uhr, wir können daher noch unsere Vesper einnehmen, dann setzen wir uns in den Wagen und fahren nach dem Städtchen zu den Künstlern, die heute Gott weiß was für ein klassisches Stück in neuer Besetzung und in neuem Costüm, mit neuen Decorationen in der erbärmlichsten Verballhornisirung maltraitiren werden.

Auch ich war neugierig, die Schauspieler zu hören und mich bei dem in Aussicht gestellten schlechten Ensemble gut zu unterhalten.

Die Vesper war schneller, als ich es mir vorgestellt hatte, vorüber. Im nächsten Augenblicke saßen wir schon im Wagen und fort ging es im gestreckten Galopp dem Städtchen zu.

Eine gute Stunde dauerte schon die Fahrt.

Wir konnten nicht begreifen, warum der Kutscher mit so rasender Schnelligkeit fuhr. Als wir ihn darum befragten, gab er zur Antwort: er möchte gern recht bald in der Stadt sein, damit er — während wir im Theater weilten — seine liebe Mutter, die er schon mehrere Wochen nicht mehr gesehen, auffsuchen könne.

Hui, hui! rief der Kutscher und hieb schrecklich auf die armen Gäule, die sich schier die Lungen aus dem Leibe zu rennen schienen. Noch einige tausend Schritte und wir wären mit Eclat im Städtchen eingefahren, wenn es nicht plötzlich gekracht hätte.

Ehe wir uns es versahen, war ein Rad am Wagen gebrochen.

Wir konnten noch von großem Glück sagen, daß wir nur mit dem bloßen Schrecken davon gekommen und nicht aus dem Wagen herausgeschleudert wurden, wie dies bei Radbrüchen gewöhnlich geschieht.

In einer Viertelstunde kamen wir in das Städtchen. Ein eigenthümlicher Lärm drang an das Ohr. Wir fragten aber nicht viel, sondern suchten schnell einen Schmied auf, ihm Ordre ertheilend, sich mit einigen Arbeitern vor das Thor zu verfügen, um an dem schadhaften Wagen schleunigst die Reparatur vorzunehmen, damit wir nach dem Theater nach unserem Bade zurückkehren könnten.

Als der Schmied hörte, daß ein Rad gebrochen sei und wir beabsichtigten, noch am Abend zurückzukehren, schüttelte er bedenklich den Kopf, jedoch versprach er, sich gewiß alle nur mögliche Mühe zu geben, um den Schaden möglicherweise bis zu der angegebenen Frist auszubessern.

Jetzt, nachdem wir dieses nothwendige Geschäft besorgt hatten, fiel uns der schon früher gehörte seltsame Lärm erst recht auf.

Aus einer engen Gasse kam ein Kind des schönen Italiens mit seinem Murmelthierkasten heraus, und grüßte sehr höflich.

Wir hielten ihn an, gaben ihm einige Kreuzer und befrugen ihn um die Ursache des Getöses, denn es däuchte uns, als wenn ein Regiment lärme.

Eh, forestieri, sein fremd hier, die ßwei *impresari* sich raufen. *Buona sera monsignore, grazie tante.*

Mit diesen Worten entfernte sich der kleine Savoyarde lachend.

Wir konnten aus der gegebenen Erklärung mit dem besten Willen nicht klug werden.

Den Platz, den wir von des Dichters Besitzung aus gesehen, war bald erreicht, denn wir schlugen geflissentlich diesen Weg ein, weil von dort der Lärm zu kommen schien. Unsere Vermuthung hatte uns nicht getäuscht.

Vor zwei — ungefähr hundert Schritte von einander stehenden — Buden hatte sich ein gewaltiger Menschenknäuel angesammelt.

Vor der Holzbude Nr. 1 ging ein ältlicher Mann im verschossenen Frack herum, und gab sich alle erdenkliche Mühe, das Volk, mit dem ganzen ihm zu Gebote stehenden demosthenischen Talent, zu bewegen, in seine Bude zu treten.

Diese Lockungen waren oft äußerst komischer Art. So hieß es beispielsweise: Bitte einzutreten, meine Herren und Damen, nur fünfzehn Kreuzer Entrée, heute werden die Räuber vom großen Schiller gegeben. Ich gebe die großartige Spitzbubenkomödie zu halben Eintrittspreisen, damit sich auch die Minderbemittelten die Geschichte ansehen können.

Als seiner Zeit Heinrich Laube in Wien eine ähnliche Proklamation erließ, brummten die Wiener andern Tages in allen Zeitungen. In dem niedlichen Städtchen, in dem wohl aber, mit Ausnahme eines Käseeinwickelungsblättchens, eine Zeitungsliteratur so gut wie gar nicht vorhanden war, gab sich der Unwille der zahlreichen, zumeist reichen Bauern allsogleich in einem gar drohenden Brummen kund.

Der gute Theaterdirector erblaßte, hatte aber noch die Geistesgegenwart, sich durch die geschickt angebrachte Phrase momentan aus der Verlegenheit zu helfen: Nun ja, ich habe die Eintrittspreise herabgesetzt, dies that ich aber nur zum allgemeinen Besten. Bitte einzutreten, meine Herren und Damen.

Einige gingen hinein.

Kaum sah dies sein Nachbar, so machte er es in marktschreierischer Anpreisung des gegebenen Stückes seinem Gegner wett.

Der gute Mann da drüben hatte aber noch ganz andere Hilfsmittel neben seinem wohl dreimal so starken Organ.

Ein hagerer junger Mann in einem aus lauter Flicken zusammengestoppelten Costüm stand oben, seine roth geschminkten Wangen trieften von Schweiß, da er aus Leibeskräften eine riesige — türkische Trommel, der er zu meinem und der Damen Schreck gar entsetzliche Töne entlockte, bearbeitete. Sein Vater ging mit einem Paar Cymbeln herum und schlug sie taktmäßig zusammen.

Bum, bum, dzinarata, bum, bum, dzinarata.

Seine Reclame war also gewiß auch origineller Art, aber er beschränkte sich nicht auf sein bum, bum, dzinarata, sondern nahm auch zu der allmächtigen Sprache seine Zuflucht.

Hui, wie konnte der brüllen: Meine Herren und Damen, gehen Sie nicht zu dem Schurken da drüben, bitte, treten Sie doch bei mir ein. Ich gebe ein außerordentlich schönes, ein amüsantes, ein pikantes Stück. Es heißt „Fernando!“, meine Herren und Damen, hören Sie „Fernando!“

Die neuen Decorationen sind erst heute von Paris angekommen, es sind in Wahrheit Meisterstücke, da sich die größten Künstler der Weltstadt daran versucht haben. Bitte einzutreten. Bei mir ist das Entrée noch billiger, es kostet nur zwölf Kreuzer. Das wunderbare Stück ist von Victor Sardine, auf deutsch von Herrn Eduard Mautner, von dem dicken Eduard Mautner aus Wien.

Eine dröhnende Baßstimme — einem Bauern in den besten Jahren angehörend — ließ sich jetzt vernehmen: Liebe Mitbürger, kommt nur herein zum Director X......

Ich kenne den Herrn Eduard Mautner. Ich war verflossenen Winter in Wien mit einer Ladung trefflicher Gemüse. Die Zeit war schwer. Ich konnte lange nichts verkaufen, und wollte schon trübselig nach Hause gehen. Da kam ein ungewöhnlich dicker Herr auf mich zu, beschaute meine Waare, und suchte sich aus meinem Korbe an zwanzig Kränze Zwiebeln, Mitbürger, die besten, schönsten Zwiebeln, heraus, und ließ sie in seine Wohnung — irre ich nicht, so auf den Parkring — tragen. Dort hat er mir sie ausgezeichnet gut bezahlt. Ueberhaupt schien er mit meiner Waare äußerst zufrieden zu sein. Ah, Mitbürger, der Herr Eduard Mautner in Wien ist ein famoser Herr. Es wäre deshalb eine Sünde, wenn wir nicht einmal sein Stück ansehen wollten. Da hier, Herr Director, sind zwölf Kreuzer und außerdem noch zwei auf ein Kipfel für Sie.

Kaum hatte der Bauer seine schlichte Rede, die er im Tone der tiefinnersten Ueberzeugung gesprochen, beendet, so war auch schon der größte Theil des Publikums durch sie entflammt worden. Man stieß, man drängte sich zu der Casse. Die geräumige Bude nahm fast alle die Herumstehenden auf.

Ich, Friedrich und die Damen traten aus dem Hintergrunde, in dem wir bis jetzt gestanden, hervor, uns dem Director, der sich vergnügt die Hände rieb, nähernd.

Lassen Sie mich das Wort führen, sagte Friedrich.

Bitte.

Sich zu dem Director wendend, begann er: Gute Geschäfte, Herr X......, nicht wahr?

Oh, der gnädige Herr H.! ich habe die Ehre, einen guten Abend zu wünschen. Ist der Herr Bruder schon mit seinem neuesten großen Drama fertig, wenn ja, so

bitte ich mir's zu sagen, ich, würde so frei sein, ihn demnächst zu besuchen, um es für meine Bühne zu erwerben.

Schön, sagte Friedrich, mit großer Mühe sein Lachen verbeißend, sobald mein Bruder nach Hause kömmt, will ich ihn von Ihrem Vorhaben, Herr Director, benachrichtigen. —

Erlauben Sie, raunte mir Friedrich zu, Sie als Journalisten vorzustellen, wir können dann einen Hauptspaß erleben.

Thun Sie das, erwiederte ich.

Friedrich stellte mich nun als einen renommirten Journalisten mit einem pompös klingenden Namen vor.

Der Director schien vor den Vertretern der Presse eine besondere Ehrfurcht zu haben. Er verbeugte sich dreimal vor mir, dann erst wagte er es, mir verlegen die Hand zu reichen und mich willkommen zu heißen. Einen schrecklichen Wortschwall, aus dem ich nur entnehmen konnte, wie sehr es ihn freue, einen so bekannten Mann bei sich zu sehen, entlud er über meinem Haupte, das merkwürdigerweise von Schmerzen diesmal verschont blieb. Wie dies zuging, konnte ich nicht begreifen, denn der Mann verstand es, furchtbar zu schnattern.

Den langen Sermon konnte Friedrich nicht so geduldig wie ich anhören. Unwillig fragte er den Theaterdirector (?) X...... schnell:

Bester Herr Director, sagen Sie, kann ich für diesen Herrn und die Damen eine Loge haben?

Wenn man den Biedermann gefragt hätte, wie die Vorstadt Peking's heiße, er hätte nicht verdutzter drein schauen können, als jetzt. Ganz schüchtern wagte er die Frage: Was wünschen der Herr H.?

Nun, eine Loge! erwiderte Friedrich.

Eine Loge?! wiederholte der Theaterdirector. Ich erinnere mich, einmal von einem derartigen Ding gehört zu haben, aber das suchen Sie bei mir vergebens, denn ich bin kein — Freimaurer.

Selbst auf die Gefahr hin, den Director zu beleidigen, brachen wir unwillkürlich alle in ein homerisches Gelächter aus.

Der Director nahm es aber nicht übel auf, sondern schien sich sogar zu freuen, daß wir uns in seiner Gesellschaft recht gut amüsirt.

Wenn keine Logen zu haben sind, so werden doch wohl einige Fauteuils zu bekommen sein.

Auch Fontenelles habe ich nicht, meinte der Director.

Was denn? fragte ich.

Der Director legte den Finger auf die Stirn, und dachte ein Weilchen nach.

Wissen Sie was, sagte er leuchtenden Auges, ich lasse Ihnen zwei Canapee's in den Zuschauerraum stellen, wollen Sie?

..... Wir baten darum.

Der Director verließ uns auf einige Momente. Bald war er zurück und bat uns, einzutreten.

Ich schloß mit einem Gott sei mir gnädig! die Augen.

Mir war's, als wenn ich hoch oben an der Pforte die Devise: *„Lasciate ogni speranza, voi ch'entrate!"* lesen könne, und mit einem ähnlichen Gefühl trat ich in die der Muse Thalia geweihten Räume mit frommem Schauder ein. Der Director wies uns auf zwei alten Sopha's — die ungefähr vor einer langen Reihe von Jahren diese Bezeichnung mit einigem Recht verdient hätten — die Plätze an. Sodann schützte er noth-

wendige Geschäfte auf den Brettern vor, versprach mir aber, bald wieder zu kommen, denn er wollte mir nach der Vorstellung die Bühne zeigen, und mich auch im Falle seinem gesammten Personale vorstellen.

Der Vorhang — *pardon*, der Fetzen, der die Bühne bedeckte — rauschte auf, das heißt: er wurde in die Höhe gezogen, und die erste Scene des „Fernando" nahm ihren Anfang. Dieselbe spielt bekanntlich in dem prächtigsten Pariser Salon, der mit allem möglichen Comfort ausgestattet ist.

Ich wandte den Blick der Bühne zu, und hatte schon genug.

In alte Kleider gesteckt, saß eine bunte, zusammengewürfelte Gesellschaft da.

Von der Ausstattung will ich lieber schweigen. Ebenso von dem schauderhaften Spiel der Künstler.

Schon nach den ersten Scenen faßte ich krampfhaft meinen Hut, um aus dem Schauerraume noch rechtzeitig entfliehen zu können, aber es war zu spät, denn im nächsten Momente saß schon der Director des Kunstinstitutes, Herr X......, neben mir und Mila, und schwatzte darauf los.

Ich verlebte zwei qualvolle Stunden.

Dem Höchsten dankte ich, als der Vorhang fiel.

Nun glaubte ich, meine Pein wäre vorüber, aber dem war nicht so, denn der Herr Director nahm uns erst recht in's Schlepptau; wir mußten mit ihm auf die Bühne.

Herr X...... führte uns durch einen langen dunkeln Gang zum Allerheiligsten.

Er öffnete eine Thüre, auf der ein großes Papier mit der Inschrift: Bühnenraum! ersichtlich war. Zu-

nächst kamen wir in ein kleines Zimmer, das, von dem matten Schein einer Nachtlampe erleuchtet, einen unheimlichen Eindruck auf den Eintretenden machte. Einige junge Damen, von denen die Jüngste gewiß vier oder fünf Decennien hinter sich haben mochte, erblickten wir auf von Würmern zerfressenen, wackeligen Stühlen. Der Director nannte uns ganz pompös klingende Namen, er meinte, es wäre dies sein Damenpersonal und fragte, ob wir uns nicht auch seine Herren vorstellen lassen wollten.

Wir lehnten dankend ab, und wollten uns fort begeben, denn die Schmierwirthschaft ekelte uns gründlich an. Der Director ließ uns aber nicht so leichten Kaufes davon kommen und besonders mich, der ich ihm doch als Journalist vorgestellt worden, quälte er mit nicht enden wollenden Anfragen, die ich ihm aber nicht schnell genug beantworten konnte. Er bat mich unaufhörlich, in einer Zeitung eine Besprechung seines Musentempels zu veröffentlichen, ich wich jedoch diplomatisch aus.

Er hätte etwa noch eine Stunde so gefragt, wenn mir nicht Friedrich zu Hilfe gekommen wäre. Er fragte den alten Director: Sagen Sie gütigst, Herr X......, haben Sie Kinder?

Die Züge des alten Mannes verdüsterten sich, er bedeckte mit der Hand seine Augen, und da er sie wegzog, sahen wir eine Zähre in seinem Auge schimmern.

Ich hatte einst eine Tochter, der Tod hat sie mir geraubt, sagte er mit von Thränen erstickter Stimme, dann grüßte er uns flüchtig und entfernte sich.

Auch wir verließen die Bühne.

Ich wollte fragen, was für eine Bewandtniß es mit dem Schmerze desselben habe, aber Mila, das sinnige Kind des Südens, kam mir zuvor: Wie es scheint, ist

die Tochter des Directors hier nicht eines natürlichen Todes gestorben, denn sonst würde der alte Mann nicht so geweint haben. Es ist ganz sicher, daß sich eine tiefbetrübende Erinnerung an den Tod des Kindes knüpft.

Hm, sagte Friedrich, das wüßte ich ja! Die Geschichte ist ganz einfach. Einem reichen Edelmanne gefiel die in der That selten schöne Tochter des Directors. Er versprach sie zu heirathen. Das Mädchen kam mit einem Kinde nieder; der erbärmliche Cavalier verließ sie — kein Wunder, wenn das arme Geschöpf in einer schrecklichen Stunde Hand an sich selbst legte.

Und Sie wußten dies! rief Mila Friedrich zu, ihm einen Blick der Verachtung zuwerfend, den er aber nicht bemerkte.

Sie hatte sich wieder stolz aufgerichtet und würdigte Friedrich von nun an keines einzigen Wortes mehr.

So sind manche Menschen; sie glauben Einem zu Hilfe zu kommen, sie wollen dienstfertig sein und achten nicht darauf, wie sehr es den Angeredeten schmerzt, wenn man eine halbvernarbte Wunde ihm aufreißt.

Mit seltsamen Gefühlen verließ ich die Holzbude.

Ich machte mir in meinem Innern den gerechten Vorwurf, über die armen Schmiererkomödianten denn doch etwas zu scharf geurtheilt zu haben, denn es waren ja immer Menschen, die vielleicht einmal in ihrer Jugend nach dem ewig grünen Lorbeer gerungen, ohne ihn aber erreichen zu können. Wahrlich, Emanuel Geibel, Du hattest Recht, als Du mir bei meinem Besuche in Lübeck die Strophen in's Stammbuch schriebst:

„Lorbeer ist ein bittres Blatt
Dem, der's sucht, und dem, der's hat.“

Meine ganze Jugendzeit zog im Geiste an mir vorüber.

Ich gedachte der fröhlich verlebten Tage meiner Kindheit, an mein Jünglingsalter, da die Liebe zur Kunst mit heißem Drang in mir erwachte, ich gedachte des schweren Kampfes mit den Eltern, bis ich zu dem viel verpönten Theater durfte, und noch vieler anderer Hauptmomente in meinem Leben. Wahrlich, auch du göttlicher Jean Paul hattest Recht, als du sagtest: Die Erinnerung ist das einzige Paradies, aus dem man uns nicht vertreiben kann!

Der alte Director that mir herzlich leid.

Ich hätte Friedrich gern mit Vorwürfen für seine Voreiligkeit, die wohl nicht in Bosheit ihren Grund suchte, überschüttet, aber ich schwieg, weil zu viele Erinnerungen in meiner Seele auftauchten und den sinnenden Menschen ganz gefangen nahmen.

Aus meinen Träumereien riß mich eine tiefe Stimme: Der Wagen kann heute nicht ausgebessert werden, die Herrschaften werden sich bequemen müssen, heute hier zu schlafen. — — — — — — — — — — — —

Wohl oder übel mußten wir uns zu dem Uebernachten im Städtchen entschließen.

Der Abend war einer der schönsten, die ich je im Leben gesehen hatte. Die Schlafenszeit war noch nicht da, weshalb wir in den naheliegenden Wald gingen, um Luft zu schöpfen. Ich ging mit Mila voraus. Friedrich hatte sich mit der alten Dame in ein tiefes Gespräch eingelassen.

Auf einer vereinsamten Bank nahm ich und Mila Platz.

Der Kutscher hatte im etwa zweihundert Schritte

vom Walde entfernten Gasthof vier Zimmer für die Damen, mich und Friedrich mit Beschlag belegt.

Kaum war die alte Dame einige Minuten in der frischen Luft, so klagte sie schon über Müdigkeit und wir führten sie zurück.

Sind Sie auch schon müde, Fräulein? fragte ich Mila.

Nein, antwortete sie. Ich werde jetzt meine Tante zu Bett bringen und mich dann noch ein wenig im Freien ergehen.

Mila, sagte ich sanft verweisend — Fräulein Mila, das werden Sie nicht thun!

O, ja!

Nein, das thun Sie nicht! bat ich.

Warum nicht! erwiederte sie etwas scharf.

Die Gegend ist hier ungemein unsicher.

Mila lachte und sagte: auch Sie fürchten sich? Sie sind ein schöner Held! Es wird es Niemand wagen, mich anzurühren, wehe dem, der es wagt. Auf der Stelle schieße ich ihn nieder!

Sie zog einen kleinen Damenrevolver aus der Tasche und hatte nicht übel Lust, ihn abzufeuern, wenn nicht ein bittender Blick aus meinem Auge sie davon abgehalten hätte.

Sie steckte den Revolver wieder ein.

Sie werden nicht gehen! bat ich nochmals.

Mein Entschluß ist gefaßt! erwiederte sie sehr fest.

Nun, dann auch der meinige. Sie werden mir wohl gestatten, Sie zu begleiten.

Wenn es Ihnen Vergnügen macht, gewiß!

Wir waren beim Gasthofe angekommen.

Mila sagte der Tante von ihrem Vorhaben, noch ein wenig in dem schönen Walde die würzige Luft einzuathmen

und dazu noch, daß ich sie auf ihrer nächtlichen Wanderung begleiten werde.

Aber Kind! rief die alte Dame etwas verweisend aus. Ein ängstlicher Blick traf sie und mich.

Majestätisch richtete sich Mila auf und rief der alten Dame zu: Du zweifelst an mir, ich bin Mila, des stolzen Ban Milosch' Tochter!

Ein Gluthblick sprühte aus dem Auge des seltsamen Mädchens, der mich zur Bewunderung hinriß.

Die Dame küßte die Nichte und bat mich, wohl darauf zu achten, daß ihr nichts zustoße.

Friedrich schien auch sehr ermüdet zu sein, denn er empfahl sich gleichfalls, sein Lager aufsuchend.

Mich und Mila floh noch der Schlaf.

Wir schritten dem sich langhin erstreckenden Walde zu.

An meiner Uhr hing als Zierrath ein kleiner netter Compaß, der jetzt dazu dienen sollte, uns nicht zu verirren, was bei der Dichte des Waldes und den zahlreichen Wegen, die sich in demselben kreuzten, sehr leicht möglich war.

Wir schritten lange Zeit schweigend neben einander.

Der Mond hatte sein volles Licht ausgegossen und säumte die Wipfel der Bäume.

Das schöne Mädchen war mir ein unlösbares Räthsel. Wer sie scherzen hörte, der mochte gewiß mit mir glauben, sie wäre zu nichts Größerem da, als dereinst dem Manne ihres Herzens die trüben Stunden durch ihre heiteren Gedanken hinwegzuscherzen.

Auf eine recht originelle Weise eröffnete sie das Gespräch.

Sie zog lächelnd ihren kleinen Revolver aus der

Tasche, setzte mir den kalten Lauf an die Schläfe und fragte: Haben Sie Muth?

Wie Sie sehen! entgegnete ich.

Ich sage Ihnen, der Revolver ist scharf geladen, ich habe ihn nicht als Spielzeug eingesteckt!

Wahrscheinlich, um bei Mondenschein Sperlinge zu erlegen, antwortete ich trocken.

Das Mädchen schien furchtbar beleidigt zu sein. Sie bebte, ihre kleine Hand wollte abdrücken. Dann wäre es freilich um mich geschehen gewesen, aber mit einer Festigkeit, über die ich heute noch staune, stand ich still, ohne mit der Wimper zu zucken.

Dies imponirte dem Mädchen, sie ließ den Revolver sinken und sah mich mit Staunen an.

Sie sind ein Mann! sagte sie überzeugend.

In diesen vier Worten war mehr ausgedrückt, als in der längsten Rede.

Wissen Sie auch, wie leicht es mir war, Sie jetzt nieder zu schießen?

Ja wohl, und Sie wären dann eine gemeine Mörderin gewesen!

Ich eine gemeine Mörderin?

Ja, das heißt, wenn Sie mich erschossen hätten! Aber ich weiß, Sie scherzten nur.

Heute machte ich Sie zu meinem Sklaven, bis Sie mir den Beweis über die Unnatürlichkeit der Rache geliefert.

Sie wollen? Ich werde sprechen; aber werden Sie, liebes Fräulein, auch die Geduld haben, mich anzuhören?

Sprechen Sie!

Nun denn, so hören Sie. Warum hassen Sie die Türken? Bitte Fräulein, beantworten Sie mir die Frage haarscharf!

Ich sagte Ihnen, sie haben meine Eltern ermordet. Ist dies nicht Grund genug, die Mörder zu hassen?

Hat die ganze Nation sich etwa vereint, Ihre Eltern umzubringen? Das doch gewiß nicht. Nicht wahr, es waren nur einige Schurken, die in Ihr Haus einbrachen?

Es waren vier Bösewichte, deren Gesichtszüge mir ewig unvergeßlich bleiben werden.

Also es waren vier Schurken, die die Schandthat verübten?

Ganz richtig!

Und warum hassen Sie dann die ganze Nation, die im Grunde genommen doch ganz unschuldig daran ist! Kann das von seinem Herrscher bitter gedrückte türkische Volk dafür, wenn vier Bösewichte eine derartige Mordtthat sich zu Schulden kommen ließen? Sehen Sie nur das Türkenreich an. Denken Sie an seinen Herrscher. — Verzeihen Sie, wenn ich etwas frei rede, aber Sie sind kein Kind mehr. — Der Herrscher des Reiches gibt nur den Namen her und sein Großvezir herrscht, während Jener in seinem Harem ein schändliches, ein erbärmliches Leben führt.

Verzeihen Sie, auch deshalb hasse ich das Türkenvolk.

Sie sprechen wieder, ohne von den Verhältnissen genau unterrichtet zu sein, liebes Fräulein. Wehe, wenn in dem weiten Reiche eine Seele nur unter dem gewaltigen Drucke aufzuseufzen wagte! Dort giebt es noch keine Preßfreiheit, das Volk ist noch um Jahrhunderte zurück und es wird noch ewig in dem Halbdunkel herumtappen müssen, wenn nicht ein Reformator von dem Range Selim III. auftritt und abendländische Bildung, vereint mit abendländischer Kultur, in seinem Lande einführt. Haben die feilen Schufte bedacht, als sie die armen

Eltern tödteten, wie namenlos unglücklich sie das Kind derselben machen würden? Sie wollten ihre Raublust befriedigen, sich dabei aber eines Feindes entledigen, der ihnen doch gefährlich werden konnte. Ich bin weit entfernt davon, liebes Fräulein, den erbärmlichen Creaturen das Wort zu reden, für Mörder und Spitzbubenthum eine Lanze einlegen zu wollen. Ich kenne das Gefühl, das in Ihrem Busen bebt. Sie wollen jeden Türken, der Ihnen in den Weg kommt, niederschießen. Sie sehen in jedem den Tödter Ihrer Eltern?

So ist es!

Erlauben Sie mir, Fräulein, noch eine Frage. Glauben Sie an Jesus Christus?

Eine Frage, die ich Ihnen nicht beantworten kann, weil sie zu schwer ist.

Glauben Sie Ihre Rache zu befriedigen, wenn Sie einige Türken erschlagen haben?

Nein, mit einigen habe ich mich noch nicht gerächt. Ich will Türken so lange tödten, bis mich einst eine feindliche Kugel zu Boden streckt und erst im Grabe werde ich Ruhe finden, denn hier auf Erden vergehe ich vor lebenslanger Sehnsucht nach den geliebten Eltern, nach den geliebten Eltern! rief sie weinend.

Denken Sie, Fräulein, ehe Sie sprechen, ehe Sie handeln. Sie wollen Türken erschlagen, aber wissen Sie auch, daß, wenn Sie den Vater, den Ernährer der Familie entreißen, Sie eine größere Sünde begangen haben, als wenn Sie die ganze Familie ermordet hätten. Denken Sie, es wäre ein armer Arbeiter, der für einige Piaster täglich sein Leben dem Fabriksherrn opfern muß; er bringt in später Nacht, nach vollbrachter schwerer Arbeit, die geringe Ausbeute des Tages nach Hause.

Er wandelt eben durch den Wald. Alles ruht schon im tiefsten Schlafe. Sie sind mit Ihren Rachegedanken im Gebüsch verborgen. Wie Sie des türkischen Arbeiters ansichtig werden, stürzen Sie vor, ein Schuß — und Alles ist vorüber. Der Leichnam wird gefunden. Zu Hause sieht die arme Frau oft zum Thore hinaus, ob ihr Gatte noch nicht komme. Da pocht es, als sie gerade in das Haus zurückgegangen, an die Thüre. Eine dunkle Ahnung beschleicht sie, sie öffnet und — welch' ein Entsetzen, o, welche Noth und Weh an Kummer und Leid gereiht steht ihr bevor? Sie sieht den Ernährer mit seiner klaffenden Wunde; die Männer, die ihn auf einer Tragbahre gebracht, entfernen sich, das Elend bricht herein! Ein Kind stirbt nach dem andern und zwar weil die Mutter ihm keine Nahrung bieten kann. — Und glauben Sie, wenn Sie nur einmal in das brechende Auge des Mannes, den Sie ermordet, geblickt haben, dann Ruhe zu finden? Weit gefehlt! Sie haben Blut gesehen! Eine unnennbare Angst wird Sie erfassen, in jedem fallenden Blatt werden Sie Ihre Verfolger zu hören glauben, Sie werden sich vom Lärm der Städte in die Waldeseinsamkeit zurückziehen müssen. Und glauben Sie ferner, daß diese engelreinen, nur manchmal durch das Aufwallen der Leidenschaft verunschönten Züge so mächtig schön bleiben werden? Das Weib ist nicht hier zum Tödten! — Sie glauben, wie ich sehe, nicht an Christus! Nun, über diesen Punkt ließe sich Vieles sagen. Nehmen wir den Spruch des großen Franzosen: „Die Welt ist von drei großen Betrügern betrogen worden, von Moses, Jesus Christus und Mohammed." Nehmen wir also an, er hat Recht gehabt. Betrachten wir aber zuvor noch einmal Jesus Christus. Als er hoch oben auf Golgatha

an dem Kreuze hing, da träufelte eine Thräne aus seinem Auge, in tiefstem Schmerze flehte er die Verzeihung des höchsten Wesens auf seine Peiniger, die wirklich nicht wußten, was sie thaten, herab, während die beiden Bösewichte mit Flüchen ihr Leben aushauchten. Zu jeder Seite einen gemeinen Verbrecher, mußte der gottesähnliche Mann aus dem Leben scheiden. Er starb, wie Johannes Huß ein tausend vierhundert Jahre später, für seine Ueberzeugung. Und auch dieser edle Mann verzieh seinen Feinden. Beide schieden mit heißer, alles einender Liebe für Freiheit und Menschenthum, umflossen vom Licht der Gnade, aus dieser Welt; sie dachten nicht an Rache. Und Du schönes Kind, das der Himmel mit Schönheit so reich bedacht hat, willst auf Dein wonniges Haupt Blutschuld laden? Entferne diese häßlichen Gedanken, überlasse es der Vorsehung, die Bösewichte zu bestrafen, wirf doch das schreckliche Mordwerkzeug weg, Du schönes, Du herrliches Wesen! —

Tausend Dank für Deine Belehrung, Du heißgeliebter Mann! rief Mila. Du wahrhaft braver Mann!

Sie bedeckte meinen Mund mit zahllosen Küssen.

Im nächsten Moment krachte ein Schuß.

Mila hatte den Revolver über einen Felsen geworfen und derselbe hatte sich eben entladen.

Unsere Seligkeit kann nicht beschrieben werden. Die Feder ist zu machtlos, um das auszudrücken, was unsere beiden liebenden Herzen sagten. — — — — —

Es war schon sehr spät, als ich mich zu Bett legte.

Mit welchen Gefühlen, kann sich jeder fühlende Mensch leicht denken.

In mir jubelte es, denn ich hatte ja ein Kind von schönen Anlagen der Menschheit zurückgegeben, es

dem sicheren Verderben, dem es entgegenrennen wollte, entrissen!

Der Schlaf floh mich.

Unruhig wälzte ich mich auf meinem Lager, ihr süßes Bild trat vor meine Seele.

Der Kopf glühte, ich trat an's Fenster und blickte in die wunderbare Sommernacht hinaus.

Wenn ich früher Ausflüge machte, kam ich todtmüde zurück, heute konnte ich nicht ermüden.

Im engen Zimmer duldete es mich nicht.

Ich öffnete das Fenster und stieg in den Garten, öffnete rasch das Gitter und eilte dem Walde zu. Bald war ich an der Stelle, wo ich mit Mila gesprochen. Der dunkle Fels ragte majestätisch in die Höhe. Ich umging ihn und war eben im Begriffe, mich in dem weichen Grase niederzulassen, als mein Fuß an einem kleinen funkelnden Dinge strauchelte. Ich bückte mich und hob den Revolver meiner theuren Mila auf. Er war nur mit einer Kugel geladen gewesen, die übrigen fünf Läufe waren, wie ich mich vorsichtig überzeugte, leer.

Ein seltsames Mädchen, das! lispelte ich vor mich hin, den Revolver in die Tasche steckend. Wer, der sie heute Morgens scherzen hörte, hätte je gedacht, mit was für glühenden Rachegedanken das schöne Köpfchen erfüllt war! — Der Waldesweg war vom Mond erleuchtet. Ich vernahm ein Rascheln im Gebüsch und siehe da, zwei lustige Waldmäuschen sprangen hervor, dem Waldeswege zu. Dort hüpften sie um die Wette herum. Eine große Anzahl folgte ihrem Beispiel. Vier Mäuschen brachten mit schwerer Mühe einen Rest Speck, den wohl im Walde ein Wanderer weggeworfen, herbei

und schienen denselben mit großem Behagen zu verzehren.

Da war mir's, als wenn ich von einem Baume aus zwei funkelnde Augen gesehen hätte, und ich hatte mich darin nicht getäuscht. Es raschelte in den Zweigen und plötzlich sprang eine mächtige Wildkatze unter die arglos spielenden Mäuschen. Dieselben waren aber, ehe die Katze noch Zeit hatte, eins derselben zu packen, in ihren Löchern verschwunden. Giftig pfeifend, suchte die riesenhafte Katze wieder ihr nächtliches Observatorium auf.

Ich bedauerte recht herzlich, keine Kugel im Revolver zu haben, denn ich hätte in diesem Falle die kleinen Thiere recht gern von solchem Feinde befreit.

Ich schritt weiter.

Nun kam ich an eine Stelle, wo das Gras besonders hoch stand und außergewöhnlich duftete.

Auf dieser schönen Stelle wollte ich ausruhen.

Links stieg ein hoher Berg in die Höhe. Ich bemerkte an seinem Fuße Eisenbahnschienen, die wie Silberfäden glänzten. Auf der sich vor meinem Auge ausbreitenden Bahnstrecke gewahrte ich hin und wieder ein rothes Signallaternchen, das in der lieblichen Nacht wie ein verspätetes Johanniswürmchen erschien.

Ich hörte, wie sich etwas im Grase bewegte. Ein Kopf wurde sichtbar, der spähend nach den verschiedensten Richtungen ausschaute. Das Reh, dem derselbe angehörte, richtete sich auf, wühlte ein wenig im Grase und ließ sodann einen leisen Ruf ertönen, auf den hin eine hübsche Anzahl Hirsche und Hinden gelaufen kamen, und auf dem Platze munter umhertollten.

War doch der Jäger, der ihnen am Tage nachstellte, längst zur Ruhe gegangen, und schwärmerische Träumer

meines Gelichters brauchte das edle Wild nicht zu fürchten!

Ein Jäger oder auch jeder Jagdliebhaber hätte, wenn er wie ich die schönen Thiere in einer Entfernung von kaum zwanzig Schritten vor sich gesehen, sich sehnlichst seine Flinte herbeigewünscht, um einige dieser unschuldigen Geschöpfe zu erlegen. Ich war weit entfernt von dem Gedanken, eines dieser Thiere tödten zu wollen; mich freute ihr Erscheinen im Walde in meiner Einsamkeit mehr, als wenn ich zehn erlegte Hirsche hätte mein nennen können.

Zwei niedliche Hirschkälbchen kamen sogar in meine Nähe, bemerkten mich aber nicht, weil ich mich hinter einem Gesträuch verborgen hatte, um durch meine Anwesenheit die Thiere nicht zu verscheuchen.

Ein mildes Lüftchen strich über mir hin.

Die Thiere wurden unruhig.

Ich strengte mein Ohr an, ob ich nicht etwas Verdächtiges höre. Ich legte das Ohr auf den Boden und glaubte, ein dumpfes Getöse, das immer näher und näher kam, zu vernehmen.

Ein etwas stärkerer Windstoß trug nun ein seltsames Pfeifen an mein Ohr. Die Thiere stoben auseinander, im nächsten Augenblicke waren sie alle verschwunden.

Das Räthsel löste sich mir bald.

Noch ein Pfiff und aus einer Biegung des Weges kam der Train und brauste an mir vorüber. Aus seinem Schlot sprühten prächtig leuchtende Funken und zertheilten sich in der Luft wie ein schönes Feuerwerk, oft in den buntesten Figuren.

Es war der Eilzug gewesen.

Demnach hatten wir nicht lange mehr Nacht, denn in spätestens zwei Stunden mußte schon die Sonne auf-

gehen, weshalb ich mich nach Hause begab und bis gegen neun Uhr früh der Ruhe pflegte.

Als ich mich erhob, glaubte ich mein Abenteuer geträumt zu haben.

In der Gaststube angekommen, nahm ich, später die Damen und Friedrich, das Frühstück ein.

Der Wagen war nothdürftig ausgebessert worden.

Wir stiegen ein, und fuhren in langsamem Schritte zu des Dichters Besitzung, woselbst wir Friedrich absetzten und ihm für seine mit uns gehabte Mühe den besten Dank aussprachen.

Mila und ich waren der durchwachten Nacht wegen sehr müde und schliefen während der langen Fahrt.

Besonders meiner hatte sich eine große Abspannung bemächtigt, weshalb ich, im Bade angekommen, bis fünf Uhr Nachmittags schlief und erst dann, ziemlich munter, das Rendezvous, das ich mir mit den Damen gegeben hatte, einhielt.

Ich wurde freundlichst empfangen.

Schläfrig, wie ich am Morgen war, hatte ich Mila keine besondere Aufmerksamkeit schenken können, weßhalb ich sie um Entschuldigung bat.

Jetzt, als ich sie betrachtete, schien sie mir eine ganz andere geworden zu sein. Ich schaute in ein reines weibliches Antlitz, auf dem eine milde Ruhe einen beseligenden Schein ausgegossen hatte. Also war meine Rede doch nicht wirkungslos abgeprallt!

Die Tante war nach der Landpartie sehr aufgeräumt.

Sie hatte beschlossen, in zwei Tagen, da sie sich wohler denn je fühlte, das Bad zu verlassen und bedauerte sehr, daß sie mich nicht früher kennen gelernt habe.

Das war deutlich!

Wollte sie mir mit feinen Worten den Abschied geben.

Du weißt Henry, ich gehöre zu der alten Garde; sie stirbt, aber ergiebt sich nicht, deßhalb beschloß ich, zu kämpfen.

Es lag mir wie eine heilige Pflicht auf der Seele, das Mädchen jetzt zu beschützen, damit die gute Lehre, die sie von mir empfing, auch in einem fruchtbaren Boden Wurzel fasse.

Ich mußte bei der Mittheilung der alten Dame sehr bestürzt ausgesehen haben, denn ich sah, wie das sinnige Auge des schönen Mädchens mit sichtlichem Wohlgefallen auf mir ruhte.

Nur zwei Tage hast Du Zeit! rief es in mir.

Ich mußte mit der alten Dame sprechen, weßhalb ich sie zur Seite nahm. Verzeihen Sie, gnädige Frau, begann ich, wenn ich, der ich Ihnen doch nur ein Fremder bin, es wage, Sie mit einer Bitte zu belästigen.

Sprechen Sie, war ihre Antwort.

Nun denn, Sie wollen abreisen?

Ja!

Und schon in zwei Tagen?

Meine Cur ist zu Ende und meine Zeit gemessen.

Ist es Ihr fester Entschluß, schon so bald zu reisen?

Ja!

Nun denn, so verspotten und verlachen Sie mich, wenn ich es wage, Ihnen meine Begleitung anzutragen!

Gefalle ich Ihnen denn so gut, daß Sie mich auf meiner weiten Reise begleiten wollen? sagte sie mit leisem Spott.

Es muß heraus, gnädige Frau, rief ich, meiner nicht mehr mächtig, Ihr Fräulein Nichte mit den

wundervollen Augen hat es mir angethan, hier kniet vor Ihnen ein Menschenkind, das Sie glücklich machen können, wenn Sie wollen. —

Die alte Dame sah mich lächelnd an, lächelte unter Thränen.

Wird meine Nichte Sie haben wollen, haben Sie Vermögen, um eine Frau ernähren zu können?

Pst, gnädige Frau, pst, nur still, damit uns Niemand hört. Eben das ist's. Um das Vermögen brauchen Sie keine Sorge zu haben, denn ich habe mir recht viel erspart; aber erst muß ich wissen, ob mich Mila, das liebliche Wesen, haben, ob sie ihre schöne Zukunft mir weihen will. Deßhalb verlange ich vorläufig nur die Erlaubniß, Sie auf der Reise begleiten zu dürfen, falls Sie es nicht vorziehen, hier noch gegen zehn Tage zu verweilen.

Gut denn, schwören Sie mir, daß Sie es mit meiner Nichte ehrlich meinen!

Ich schwöre.

Sie hat so gut wie gar kein Vermögen.

Gnädige Frau! warf ich vorwurfsvoll ein.

Nun gut, Sie dürfen uns begleiten und wir reisen noch morgen früh von hier ab, wenn es Ihnen angenehm ist. —

Wer war glücklicher als ich! Ich wollte sehen, was für einen Eindruck die verfrühte Abreise, nach ihrer Meinung also gewiß die Trennung von mir, auf Mila machen werde. Mit sehr ernster Miene ging ich auf sie zu und sagte ihr, sie müsse morgen mit der Tante den schönen Badeort verlassen.

Eine große Bestürzung malte sich auf den engelreinen

Zügen. Ein Thränenstrom stürzte aus ihren dunkeln Augen, sie sah mich traurig an und flüsterte: Wir kennen uns erst so kurze Zeit und müssen heute schon scheiden! Ich reise in mein Vaterland, Sie in das Ihrige, wir werden uns im Leben wohl nicht mehr sehen. — — — — —

Ich ließ sie muthwillig einen Augenblick im Schmerze, dann sagte ich: Mein Fräulein, wie wär's, wenn ich Ihr Reisebegleiter würde?

Was, Sie wollten, Sie *wollten!* rief das Mädchen jubelnd aus.

Kaum hatte sie jedoch ihrer Freude die Zügel schießen lassen, so färbte ein tiefes Roth die Wangen, sie schien nicht wenig verlegen zu sein.

Die Tante bemerkte dies und sagte leise zu mir: Nun, Sie haben, wie ich jetzt sehe, gar nicht so üblen Eindruck auf meine Nichte gemacht, ich werde mich durchaus nicht in Ihre Angelegenheiten mischen, mein Herr, ich werde bei meiner Nichte weder *gegen Sie*, noch *für Sie* sprechen. Sie werden mir dann gewiß dankbar sein.

Mit dem Versprechen, uns früh Morgens um vier Uhr am Bahnhofe zu treffen, schieden wir, um unsere Angelegenheiten zu ordnen und die Koffer zu packen.

Heute schlief ich etwas ruhiger, als ich erwartet.

Um halb vier Uhr Morgens weckte der Hausknecht, er brachte meine Sachen zur Bahn, in einigen Minuten folgte ich ihm, fix und fertig, zur Abreise.

Die Damen ließen nicht lange auf sich warten.

Die Fahrbillets besorgte ich und fort ging es nach Oesterreichs Metropole.

Die lange Fahrt bot durchweg nichts Interessantes.

In später Nachtstunde kamen wir in Wien an und

miethеten uns in einem Hôtel, das gerade dem Donaukanal gegenüber lag, ein.

Ich hatte mir ein Zimmer mit der Aussicht auf den Strom geben lassen, während die Damen es vorzogen, weit ab vom Lärm der Straßen gegen den Hofraum zu zwei Zimmer zu nehmen.

Ein schriller Pfiff entriß mich meiner Nachtruhe. Ich glaubte, es brenne nebenan, weßhalb ich eilends zum Fenster sprang und das Rouleaux in die Höhe riß.

Ein schönes Schauspiel breitete sich vor meinem Auge aus.

Auf dem Donaukanal kam ein mächtiger Dampfer mit gewaltigem Schlote herangeschwommen.

Der Dampfer sollte unter der Franzensbrücke hindurch.

Ein Unglück mußte geschehen, denn unfehlbar mußte an der Brücke der mächtige Schlot zerschmettern und auf dem Schiffe ein großes Unheil anrichten.

Die Angst verzehrte mich. Ich öffnete das Fenster und rief dem Schiffe zu, auszuweichen, wenn es nicht zu Grunde gehen wolle.

Die Matrosen standen mit verschränkten Armen auf dem Dampfer und lachten mich armen Menschen in der Nachtjacke, mit der Zipfelmütze auf dem Kopfe, recht ordentlich aus.

In der nächsten Secunde wußte ich schon, warum.

Der Dampfer war von der Franzensbrücke nur mehr kaum zwei Klafter entfernt.

Jetzt muß die Katastrophe sich abspielen! rief es in mir.

Aber weit gefehlt.

Der Dampfschlot sank zu meinem höchsten Erstaunen auf den Schiffsboden, der übrige Theil des Schiffes

fuhr majestätisch durch, und erst, nachdem es wieder freie Fahrt hatte, richtete sich der Schlot wieder in seine alte Stellung auf.

Eben fuhr der Dampfer an dem Hôtel vorüber.

Die ganze Mannschaft jubelte, man zeigte mit Fingern auf meine Wenigkeit; einige der Matrosen machten sich noch dazu ein apartes Privatvergnügen, indem sie den Daumen an die Nase legten und die übrigen Finger ausstreckten. Andere thaten sogar noch ein Uebriges; sie verbanden den Daumen ihrer andern Hand mit dem kleinsten Finger.

Das war mein erstes Fiasco in Wien gewesen!

Nicht recht einig mit mir, ob ich mich ärgern oder lachen solle, schloß ich das Fenster.

Da ich nicht mehr schlafen konnte, zog ich mich an und fragte drüben an, ob die Damen sich schon erhoben hätten.

Ich erhielt eine bejahende Antwort mit der Bitte, in einigen Minuten vorzusprechen.

Kurze Zeit nach diesem Bescheid traten die Damen heraus.

Mila war wie ein zartes Röschen anzusehen. Mit liebenswürdiger Verschämtheit wünschte sie mir einen guten Morgen. — —

Wir durchkreuzten mehrere Straßen und machten vor einem größeren Hause, auf dem Stephansplatz, Halt. Ich sah es an und gewahrte eine Tafel mit der Inschrift: „Café Europe."

Wir traten ein, um ein Frühstück zu nehmen.

Im Gespräche fragte mich die alte Dame auch, ob ich mich in der großen Kaiserstadt auskenne.

Als Eleve der Akademie hatte ich vor etwa acht Jahren ein halbes Jahr lang in Wien gelebt und konnte

daher auf die Frage der Dame zu meinem größten Vergnügen die Antwort geben, daß ich die Stadt wie meine Tasche kenne.

Sie lächelte und sagte: Das ist recht schön, wenn Sie, lieber Herr, hier nicht unbekannt sind. Verzeihen Sie, ... aber sein Sie nicht böse, wenn . . . . .

Sie wollte, wie ich sah, nicht recht mit der Sprache heraus. Auf mein Zureden sagte sie endlich: Sie müssen meiner Nichte alle Merkwürdigkeiten der Stadt, das heißt die sehenswerthesten, zeigen. Werden Sie dies thun?

Ich war glücklich, mit dem schönen Kinde wieder allein sein zu können. Eben wollte ich fragen, warum die Tante nicht mitgehe, da sagte sie schon: Ich habe hier noch einige wichtige Geschäfte abzumachen, die Sie langweilen würden, wenn ich Ihnen die Beschaffenheit derselben klar auseinandersetzte. Doch gehen Sie, es ist ziemlich spät.

Ich empfahl mich und ging mit Mila aus dem Caffeehause.

Da wir schon am Stephansplatz sind, sagte ich beim Heraustreten, so wollen wir auch die große Kirche hier vor uns in Augenschein nehmen.

Einige Sekunden hierauf traten wir in das hohe Portal der Kirche ein. Draußen war es sehr heiß, weßhalb uns die erquickende Kühle, welche uns beim Betreten des inneren Raumes entgegenkam, desto willkommener und angenehmer war.

Im Schiff der Kirche waren schon gegen vierzig Fremde versammelt. Sie mußten schon längere Zeit hier sein, denn die Ungeduld, mit der sie die Führer erwarteten, war in den Gesichtszügen Aller ganz deutlich zu lesen.

Nicht weit von uns hatte sich eine Gruppe echter Engländer postirt. Sie standen wie Soldaten stramm in einer Reihe und blätterten pedantisch langsam in dem steten Reisebegleiter, dem Bädeker. Ein Wunder war es freilich, warum sie die grauen Cylinderhüte abgenommen hatten.

Sie waren die Einzigen, welche die Geduld noch nicht verloren hatten, ganz das Gegentheil eines stämmigen Yankee's, der, mit dem breiten Fuße aufstampfend, ein wüthendes damnit nach dem andern vom Stapel ließ.

Zwei Franzosen waren von Zeit zu Zeit so höflich, einigen zarten Damen auf die Füße zu treten.

Ganz vorn stand ein urkomisches Subjekt.

Es war ein kleiner dicker Mann in einem großen weißen Mantel, auf dessen Rückentheil eine rothe Stickerei zu sehen war. Die Leute machten, wie ich bald sah, Scherz mit ihm. Auf jede seiner Antworten folgte ein Gelächter, das in der leeren Kirche einen dröhnenden Widerhall hervorrief.

Nun, Herr Landsmann, werden Sie auch heute den Stephansthurm besteigen? fragte ein Deutscher.

Der Angeredete, anscheinend ein Vollblutungar, antwortete: „Ob ich auf Thurm gehe, waiß ich nicht, muß mir das ober noch hait hinüberlegen."

Gelächter.

Glaub ich ober, dos ist nur für junges Lait, nicht für altes Kameel wie meiniges.

Allgemeines Gelächter.

Endlich erschienen die Führer.

Ich fragte Mila, wohin sie lieber wolle, auf den Stephansthurm oder in die Katakomben.

Sie wollte beide Orte besuchen.

So ging's denn zuvörderst auf den Thurm.

Nach längerem Steigen waren wir oben angelangt und schauten nun auf das große Wien herab.

Etwa nur zehn Minuten verweilten wir da, dann stiegen wir wieder hinunter.

Ich bat Mila, lieber in der Kirche auf mich zu warten, weil der Anblick der Katakomben zu aufregend für ein Mädchen sei.

Wieder traf mich der heiße Gluthblick. Sie ließ ein entschiedenes „Ich gehe mit!" hören und so nahmen wir denn einen Führer bei Seite, ihn von unserem Vorhaben unterrichtend.

Es wird schwer gehen, sagte er. Schon viele Monate war Niemand unten. Die Regierung hat außerdem anbefohlen, nur Leute, die es beharrlich wünschen, hinabzuführen. Wenn Sie nervenschwach sind, so bleiben Sie oben, lieber Herr, denn der Eindruck, den die zahlreichen Gerippe auf das unbefangene Auge machen, ist in Wahrheit ein niederschmetternder.

Ich drückte dem Führer einen Thaler als *à conto*-zahlung in die Hand und sagte ihm, er möchte dafür das Nöthige zu unserer Excursion unter der Erde herbeischaffen.

Noch einmal versuchte ich, Mila von ihrem Vorhaben abzubringen; ich bat und flehte, aber umsonst, sie blieb bei ihrem festen Entschlusse.

Der Führer erschien und sagte: Ich bitte, bester Herr, mir zu folgen; das Fräulein wird so gut sein, auf den Herrn zu warten; in einer kurzen Viertelstunde wird er wohl zurück sein.

Nicht so! rief Mila, ich begleite den Herrn!

Diese wenigen, entschieden ausgesprochenen Worte machten auf den einfachen Mann einen Eindruck, den zu schildern ich nicht vermag. Er staunte ganz verwundert das muthige Mädchen an.

In einem Seitengange warteten zwei Männer, von denen der Eine einen großen Schlüsselbund in der Hand hatte, mit brennenden Fackeln auf uns. Auch diese bewunderten das liebliche Mädchen, das so viel Muth zeigte und um jeden Preis mitwollte.

Wir gingen durch eine Anzahl enger Gänge, die oft sehr niedrig waren, weßhalb man nicht selten mit dem Kopfe an die Decke stieß und für die Folge gebückten Rückens durchgehen mußte. —

Auf dem Wege that es mir herzlich leid, Mila gegenüber von den Katakomben gesprochen zu haben. Vor ungefähr einem Jahre hatte ein guter Freund von mir denselben einen Besuch abgestattet und mich gebeten, wenn ich jemals nach Wien käme, ja nicht das Gleiche zu thun. Aber gerade dadurch hatte er die Lust, die unheimliche Stätte zu besuchen, in mir erweckt.

Jetzt öffnete einer der Führer eine Thür.

Da sind wohl schon die Katakomben? fragte ich.

O nein, noch lange nicht! entgegneten mir dieselben.

Hier ist eine kleine Treppe, die wir *hinaufsteigen müssen!* sagte der Erste.

Hinaufsteigen! wiederholte Mila befremdet.

Allerdings, mein muthiges Fräulein. Sehnen Sie sich so sehr nach dem Hinabsteigen? Oh, Sie werden noch viele Treppen hinabsteigen müssen!

Nach der ersten Treppe folgte eine etwas niedrigere zweite.

Jetzt sind wir auf dem Wege zu den Katakomben.

Bitte, erklären Sie mir, fragte Mila, warum hier so viele Kreuz- und Quergänge sind, es muß ja demnach sehr schwer gewesen sein, die Leichen herein zu schaffen; der Weg ist ja ein so enorm weiter.

Durchaus nicht. Der Zugang zu den Katakomben war bis zu den Zeiten Kaiser Franz I. ganz frei. Die Pest hatte große Opfer gefordert, die Kirchhöfe faßten die Todten nicht mehr, weßhalb man sich nicht anders zu helfen wußte, als die Leichen hier unterzubringen. Kaiser Franz, der edle Menschenfreund, gab den Befehl, den Zugang zu den Katakomben so zu verbauen, daß sich ein Fremder, der dieses düstere Denkmal einer längst überwundenen Zeit zu sehen wünschte, unmöglich in dem Gängegewirre, die sich wie der griechische Mäander herumschlängeln, zurechtfinden könne. Erst in den letzten Decennien hatte ein Staatsminister den Wunsch geäußert, dieselben zu sehen. Selbstverständlich willfahrtete man der Bitte und von dieser Zeit an zeigen wir Fremden, die sich dafür interessiren, die Katakomben.

Noch gegen fünf Thüren öffnete der Führer.

Bei der sechsten angelangt, sagte er: Nun werden wir hinabsteigen.

Vorsichtig stiegen wir eine steile Treppe hinab.

Noch diese Thür ist zu erschließen, dann sind wir an der Stelle.

Er schloß auf, ein starker Modergeruch drang uns entgegen.

Die Führer schritten rüstig vorwärts.

Wir traten in ein mächtiges Gewölbe, das sich unendlich weit ausdehnte.

Mila faßte meinen Arm und ging an meiner Seite, ohne Furcht zu zeigen.

Nur hin und wieder bemerkte man eine Reihe Särge, die in musterhafter Ordnung auf einander geschichtet waren.

Wir sind noch nicht in den eigentlichen berühmten Katakomben. Das, was Sie hier sehen, sind noch regelrechte Grabstätten, oder wie wir es nennen, die Grüfte der Katakomben. Sehen Sie, hier liegen die Reichsten. Sie bemerken den regelmäßigen Gang, den man hier frei ließ, um durchgehen zu können. Hier wechselt schon die Scenerie.

Särge sah man fast gar nicht. An den Wänden lehnte hie und da ein Skelett, ein Mönch mit noch sichtbaren Kleiderresten saß in der Ecke. Man hatte ihn wohl noch lebend hineingeworfen, die Augenhöhlen starrten nach dem Ausgange, die Hände waren im Gebet gefaltet.

Ich fühlte, wie der Puls des Mädchens stürmisch schlug, das Taschentuch entfiel ihr.

Ich bückte mich, es aufzuheben, aber sie war mir zuvorgekommen.

Sie hatte einen Menschenfinger mit aufgehoben und schauderte, denselben fallen lassend, zurück.

Wollen wir zurückkehren? fragte ich Mila.

Nein, vorwärts! rief sie mir bebend zu.

Jetzt traten wir in das eigentliche Reich der Todten.

In wüster Unordnung lag Leiche an Leiche, einen entsetzlichen Anblick darbietend. Zahlreiche Schmucksachen lagen auf dem Boden zerstreut umher, ohne daß es Jemandem eingefallen wäre, eines dieser Kleinode aufzuheben.

Mila! rief ich dem bebenden Mädchen zu, Mila, ich beschwöre Sie, verlassen Sie diesen schrecklichen Ort.

Nicht früher, als bis Sie den Muth gehabt haben, die Todten anzureden, sagte sie, mich scharf fixirend.

Aus diesen Worten schloß ich, daß Mila an meinem Muth zweifle.

Ich sann ein wenig nach, dann hub ich an:

Er hat den Grabesstein gehoben,
Und blicket sinnend in die Gruft.
Ihm ist's, als hört' er eine Stimme, —
Die furchtbar hallt aus öder Kluft!

Störe nie die Ruh' der Todten,
Sonst hast Du im Grab nicht Rast,
Laß den langen Schlaf sie schlafen,
Falle ihnen nicht zur Last. — —

Der Alte kann es nicht verstehen,
Er schüttelt nur sein greises Haupt.
Was hat wohl vor der junge König,
Daß er des Schlafes sich beraubt?!

Aus den Traumgebilden reißet
Ihn der helle Fackelschein:
Sieh', da kommt der junge König,
Nun wird's bald gelöset sein!

In die Gruft steigt Otto nieder
Ohne Zagen, ohne Schreck;
Ja, ein Lächeln scheint zu spielen,
Um den schönen Mund, so keck.

In der Krypta angekommen,
Senkt sein Blick sich tief herab,
Wollt' den großen Kaiser schauen,
Darum stieg er in sein Grab.

Stehe auf, o edler Kaiser,
Wache auf aus Deiner Ruh',
Der so lange Du gepfleget.
Wende mir Dein Antlitz zu!

Soll ich nach Italien ziehen,
Dämpfen dort des Aufstands Wuth?
Einen Herrn dem Volke geben,
Der es liebt mit heißer Gluth!

Auf dem goldnen Thron sich reget
Die gewaltige Gestalt,
Und den Finger hebt sie warnend —
Otto wird so bang', so kalt.

Auf an's Licht! nun auf zum Leben,
Steiget schnell aus dieser Gruft.
Zieht mit mir zum heil'gen Orte,
Zieht mit mir, die Pflicht uns ruft.

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Grabesläuten, Todtensänge,
Linde Sommerlüfte zieh'n,
Und der fahle Mond beleuchtet
Eine Leich' am Aventin.

Die Anwesenden waren durch den Vortrag dieses Gedichts erschüttert; auch Mila war bewegt.

Da plötzlich knackte es in den Leichen.

Ein leises Husten war ganz deutlich vernehmbar.

Mila erschrak furchtbar ob dem Anblick, der sich uns jetzt darbot.

Ein kleiner todtenblasser Mönch trat hinter den Leichen hervor. In der Rechten hielt er eine Laterne,

deren Licht auf ein leichenähnliches Gesicht fiel. Ich glaubte im ersten Moment, ein Todter wäre auferstanden. Er blieb in einer Entfernung von höchstens zehn Schritten stehen und sagte, sich zu mir wendend, mit leiser Stimme: Dank, tausendmal Dank, bester Herr, für den Vortrag des herrlichen Gedichts; ja, Sie verstehen vorzutragen!

Ein heftiger Hustenanfall unterbrach die Rede des Mönches. Endlich hatte er denselben bekämpft und fuhr fort: Wo haben Sie die herrliche Kunst her?

Wieder ein heftiger Hustenanfall.

Ehe ich noch Zeit zum Antworten hatte, fuhr der Mönch weiter fort: Es ist ein gar schönes Ding um die edle Kunst, besonders wenn sie in den Händen verständiger Leute liegt. Wissen Sie, daß ich Künstler bin? Der Kunst Raphael Sanzio's würde ich mich gar zu gerne gewidmet haben, aber meine Eltern gaben es nicht zu, trotzdem ich oft bittere Thränen wegen ihrer Härte weinte. — Und ich wurde doch etwas. Im Stillen bildete ich mein Talent aus. Zu Rom im Vatikan können Sie meinen sterbenden Alexander, den Triumphzug des Pompejus, das Grab des Erlösers und des Heilandes Tod sehen.

Sie sind Armelio? rief ich überrascht aus.

Der bin ich! — Wie? Sie kennen meinen Namen? So ist mein Decennien langes Ringen nicht fruchtlos geblieben, es kennt mich doch eine gleichgestimmte Seele.

In den hellsten Jubeltönen rief der plötzlich erschienene Mönch diese Worte aus.

Im Vatikan stand ich mehrere Stunden vor den Bildern, das Geniale der Erfindung fesselte mich, das blendende Colorit erfüllte mich mit Ehrfurcht vor dem Meister, der sie geschaffen.

Des Malers Auge leuchtete auf, sein blasses Gesicht war wie von seliger Verklärung strahlend.

Sagen Sie, mein unbekannter Herr, denken viele Deutsche über meine Kunst so wie Sie?

Wer je ein Bild von Ihnen sah, ob Franzose, Engländer oder Deutscher, der wird so und nicht anders denken.

Ach, wie mir diese Worte wohl thun; aber, sind es nicht mehr als Worte?

Sie zweifeln an mir? Nun denn, hier haben Sie mein Taschenbuch; blättern Sie noch einige Seiten weiter, — so — und nun lesen Sie gefälligst hier das Capitel über Rom. Diese Kleinigkeiten können Sie übergehen, da lesen Sie die Seite über die Schätze des Vatikans.

Ich bin begierig, zu wissen, was Sie schrieben.

Ich las: In einem der größeren Säle des Vatikans, wie man mir sagte, im dreitausendvierhundert und sechsundzwanzigsten Zimmer des Palastes, waren vier prächtige Bilder zu sehen, die, alle von einer Meisterhand gearbeitet, meine lebhafteste Aufmerksamkeit erregten. Die linke Wand nahm ein großes Gemälde ein, des Heilandes Tod. Es ist äußerst schwer, einem Stoffe, der schon von vielen hundert Meistern behandelt wurde, einen neuen Reiz abzugewinnen, ihn in neuer Gestalt hinzustellen. — Hier ist es Nacht. Der Mondschein beleuchtet mit seinem fahlen Lichte den Hügel, auf dem das Kreuz steht. Der Erlöser lebt noch. In unsagbarem Weltschmerze sind die Lippen zusammengepreßt. Nur das Auge hat noch seine Kraft bewahrt. Es blickt so wunderbar milde nach dem Thale hin, aus dem ein leichter Lichtstreif uns anzeigt, daß die Henker des Gottmenschen dorthin ihre Schritte gelenkt haben. Eine göttliche Glorie

strahlt aus dem Auge, ein sanfter, milder Strahl der übermenschlichen Resignation. Eine Weinranke umschlingt den untern Theil des Kreuzes, sie ist eine sinnreiche Reminiscenz an die Allegorie. Wir staunen das schöne Werk des leider so wenig bekannten Künstlers an und gehen mit leuchtendem Auge zu seinen andern Werken. Gewaltig und farbenreich strahlt uns auf der entgegengesetzten Seite ein bei Weitem nicht so großes Bild entgegen. Der Künstler ist hier ein ganz anderer Mensch geworden. Auf einer kleinen Fläche hat er ein sehr gelungenes — — — — — — — — — —

Genug, genug, genug! rief der Mönch, mich unterbrechend. Ich sehe, Sie haben mich verstanden und das ist mir viel werth, denn was will der Künstler mehr, als verstanden zu werden? Nein, nun will ich nicht mehr sterben! Ich will leben, mein letztes Bild noch vollenden und dann mein müdes Haupt zur ewigen Ruhe gleiten lassen.

Auf an's Licht, nun auf zum Leben,
Steiget schnell aus dieser Gruft.
Zieht mit mir zum heil'gen Orte,
Zieht mit mir, die Pflicht uns ruft!

Diese Verse wiederholend, enteilte der Mönch begeistert dem dunkeln Reich der Todten.

Kennen Sie den Mönch? fragte ich die Führer.

Allerdings! Gestern Abend mußten wir ihn hier einschließen und erst morgen gegen Abend sollten wir ihm wieder öffnen.

Das begreife ich nicht.

Wir wußten auch nicht, warum. Er sprach in so geheimnißvollen Tönen, er habe große Sünden auf der Seele und müsse Buße thun. Selbstverständlich weigerten

wir uns auf das Entschiedenste, den bleichen Asceten in die Katakomben einzusperren. Da lächelte er geheimnißvoll, öffnete sein härenes Gewand und zeigte uns den Erlaubnißschein der Regierung, zum Zwecke einiger Studien die gewünschte Frist unter der Erde verweilen zu dürfen. Wir mußten ihm daher aufschließen und warfen dann wieder die Thür in's Schloß. Das Uebrige wissen Sie.

Die Scene von vorhin war für das Mädchen eine viel zu aufregende gewesen; ihr Busen wogte auf und nieder, ihre Lippen bebten. Ich sah, wie sie todtenblaß wurde und wie sie mühsam nach Fassung rang. Da siegte endlich die zarte Natur des schönen Weibes über den muthvollen Geist, mit einem lauten, mächtig widerhallenden Aufschrei war sie in meine Arme gesunken.

Wir trugen eine Ohnmächtige in die Kirche hinauf.

Keine Seele war mehr in derselben zu erblicken.

Ich befriedigte die Führer und diese entfernten sich kopfschüttelnd.

Wir hatten die Ohnmächtige in eine Kapelle gebracht und in einen Beichtstuhl getragen.

Nach kurzer Zeit erholte sich Mila aus der Betäubung, die ihre Sinne mit einem dichten Nebelschleier umzogen hatte.

Ein erzwungenes Lächeln glitt über die rosigen Lippen. Es hätte mich glücklich gemacht, wenn es nur kein erzwungenes gewesen wäre. So aber machte es mich traurig, denn Mila glaubte immer noch, das Weib besitze mehr Stärke als der Mann.

Durch das hohe gothische Fenster fiel ein milder Strahl herein, die Gesichtszüge des schönen Mädchens küssend.

Der Sonnenstrahl war von wohlthuender Wirkung gewesen. —

Auch in mir stieg ein leuchtender Strahl auf. Ich sah, wie Mila lächelte und mich mit ihren sinnigen Augen freundlich ansah.

Gleich einem jungen Mädchen mußte ich erröthen, als sie mich so unschuldvoll anlächelte.

Ich fragte, ob sie sich nicht zu schwach fühle, die Kirche verlassen zu können.

Sie sagte zwar nichts, nahm aber meinen Arm und ging mit mir in's Freie.

Die Sonne blendete unsere Augen vollends. Es dauerte längere Zeit, bis das häßliche Dunkel, in dem mir alle Dinge erschienen, im Aether zerrann.

Das schöne Tageslicht gewährt doch einen ganz anderen Anblick, als das ewige Dunkel unter der Stephanskirche, sagte Mila.

Ich nickte zustimmend.

Eben fuhr eine leere Droschke an der Kirche vorüber. Ich rief den Kutscher an und nahm mit Mila in dem Wagen Platz.

Wohin wollen die Herrschaften? fragte der Kutscher.

Nach der Kaiserlichen Schatzkammer! antwortete ich.

Die Kirche mit ihrem düstern Andenken entschwand im nächsten Moment dem Blicke. Die Kaiserliche Hofburg war bald erreicht.

Angekommen, begaben wir uns in den Schweizerhof und stiegen eine Treppe hinan. Man wollte uns anfangs nicht in die Schatzkammer führen, da wir uns beim Schatzmeisteramt nicht gemeldet hatten, aber aus Rücksichtnahme für uns als Fremde drückte man, als ich dem Portier ein gutes Trinkgeld gereicht hatte, ein

Auge zu. Wir erblickten die österreichische Reichskrone, ein wahres Prachtstück der Goldarbeiterkunst. Besonders fesselten das Auge die Reliquien des römischen Reiches, wie die heilige Lanze, ein Stück des Tischtuches, auf dem Jesus das Abendmahl abgehalten haben soll, ein verrosteter Nagel, der aus dem Kreuze Jesus stammte, dann zwei in Gold gefaßte Stückchen Holz, das eine von der Krippe, das andere von dem Kreuze des Gottmenschen. Auch Karl's des Großen Kaiserschmuck, in dem man ihn, in der alten Kaisergruft Aachens auf dem Stuhle sitzend, beigesetzt hat, konnten wir sehen. Als Mila hörte, wer einst die prächtige Dalmatica, Alba und Stola getragen, wurde sie etwas blaß. Wahrscheinlich tauchte in ihrem Geiste eine Reminiscenz vom heutigen Morgen auf.

Bald verließen wir die Kaiserliche Schatzkammer und kehrten in das Hôtel zurück.

Die Tante empfing uns sehr freundlich.

Am Nachmittage können wir, bei so herrlichem Wetter, doch ein wenig ausfahren. Sagen Sie, lieber Freund, wohin sollen wir? Sie kennen doch die schönsten Plätze Wien's und die Umgebung.

Wenn ich am Nachmittage irgend wohin fahren würde, so wäre dies nur nach Schönbrunn.

Ach ja, nach Schönbrunn! Dort ist das Kaiserliche Lustschloß, und wenn ich nicht irre, kann man auch die herrlichen Appartements sehen.

Ich glaube nicht, denn der Hof ist draußen, aber der Garten mit den vielen Thieren, das Gloriett allein verlohnt schon der Mühe, es in Augenschein zu nehmen.

Wir fahren also mit Ihnen hinaus.

Gut, wir bleiben den Nachmittag im herrlichen Schönbrunn.

Aber, was machen wir dann, zurückgekehrt, mit dem Abend? Wir wollen, da wir in dem schönen Wien sind, doch auch etwas sehen!

Nun, dann mache ich den Vorschlag, am Abend die große Oper zu sehen.

Was giebt man heute dort?

„Romeo und Julie."

Ist die Musik von Bellini oder von Gounod?

Von dem Letzteren.

Willst Du heute in die Oper, mein Kind?

Ach ja! recht gern.

Dann werde ich mir erlauben, jetzt das Nöthige zu veranlassen; in einer halben Stunde bin ich wieder zu Ihren Diensten.

Halt! rief Mila, ich gehe mit Ihnen. Sie gehen gewiß zur großen Oper, um die Karten zu lösen. Da kann man ja bei dieser Gelegenheit den Prachtbau bewundern, was am Abend bei der Einfahrt nicht gut möglich ist. Komme mit, Tante.

Ich kann nicht, mein Kind. Den ganzen Vormittag bin ich in Wien umhergegangen, um meine Angelegenheiten zu ordnen. Du wirst begreifen, daß ich einer kurzen Ruhe bedarf.

Nun, dann kommen Sie.

Wir gingen zum Opernhause.

Den Director des Kunstinstitutes kannte ich sehr gut. Beim Opernhause angelangt, fragte ich nach seiner Wohnung und fuhr mit dem Fräulein bei ihm vor.

Vor etwa fünf Jahren hatte ich ihn kennen gelernt. Als ich ihm durch seinen Intendanten hier vorgestellt

wurde, dachte ich freilich nicht daran, daß er so schnell seine Carrière gemacht habe. Neugierig, wie mich der alte Freund empfangen werde, klopfte ich bescheiden an die geschmackvoll mit Sammet ausgelegte Thür.

Ich klopfte noch einmal und dieses Mal sehr stark. Da mich Niemand zu hören schien, öffnete ich die Thür und trat in ein elegantes Wartezimmer. Ein Diener trat ein, nahm meine Karte in Empfang und ersuchte mich, noch eine kurze Zeit zu warten, denn es waren zwei Herren zum Besuch anwesend.

Ich hatte Mila unten im Wagen zurückgelassen, ihr aber feierlichst das Versprechen gegeben, in der möglichst kürzesten Zeit mit meiner Visite fertig zu sein.

Der Diener wollte eben hineingehen, um meine Karte zu übergeben, da öffnete sich die Thür, zwei schwarzgekleidete Herren mit weißer Halsbinde, den *Chapeau claque* unter dem Arme, traten heraus. Ich hörte noch, wie denselben eine mir gar wohl bekannte Stimme einen „guten Morgen" zurief. Ich war begierig, ob ich von einem alten Freunde erkannt würde, weshalb ich unter dem Vorwande, eine bessere Karte hineinzusenden, mir die mit meinem Namen vom Diener zurückgeben ließ und ihm sodann eine mit fremdem Namen bedruckte übergab.

Der Diener ging hinein, kam nach einigen Augenblicken zurück, öffnete die Thür und schloß, nachdem ich in den Salon eingetreten, dieselbe zu.

Der alte Freund saß eben bei einer großen Zeitung und fragte in äußerst formellem Tone, ohne mich aber anzusehen: Was verschafft mir das Vergnügen Ihres Besuches, mein Herr?

Das Pflichtgefühl eines alten Freundes, antwortete ich schnell.

Diese Stimme, wie bekannt sie klingt! rief er, warf die Zeitung weg und sah mich an.

Wahrhaftig, das ist er, wie er leibt und lebt. An mein Herz, alter Junge. Aber, warum ließest Du so lange nichts von Dir hören? Nun, wie geht es Dir?

Eine Anzahl Kreuz- und Querfragen mußte ich beantworten. Ich sah schon, daß ich diesmal nicht so bald fortkommen werde, weshalb ich schnell ein Blatt aus meinem Notizbuche riß und in aller Eile folgende Worte darauf schrieb: Liebes Fräulein! Fahren Sie ruhig nach Hause. Aus der Partie wird wohl nichts werden. Hole Sie wahrscheinlich Abends zur Oper ab. Kann nichts Gewisses sagen.

Dieses Papier sandte ich durch den Diener hinunter.

Der alte Freund ließ mich nun nicht wieder fort. Ich mußte mit ihm zu Mittag speisen. Wir unterhielten uns vortrefflich, und er sagte mir unter Anderem, er habe zwar viel von mir gehört, möchte mich aber auch allzugern einmal spielen sehen. Da er die Leitung der beiden Hoftheater übernommen hatte, trug er mir an, auf der Hofbühne ein mehrere Abende umfassendes Gastspiel zu eröffnen.

Wer den Ehrgeiz eines jeden tüchtigen Schauspielers kennt, der wird sich auch leicht meine Freude vorstellen können, als mir mein alter Freund den Vorschlag machte. Es war beschlossene Sache, ich mußte an fünf Abenden auftreten, und zwar durfte ich mir die Stücke, in denen ich debütiren wollte, selbst auswählen, ein Vortheil, der durchaus nicht zu verachten ist.

Es war gegen fünf Uhr, als wir uns trennten.

Ich hatte von ihm eine Anweisung auf ein Logenbillet erhalten.

Er versprach mir, noch am Abend in die Loge zu kommen.

Ich hatte nur im Gespräche flüchtig davon Erwähnung gethan, daß mit mir zwei Damen reisten und versprochen, ihm dieselben am Abend noch zu präsentiren.

Gegen fünf ein halb Uhr kam ich im Hôtel an. Mein erster Weg war, wie leicht begreiflich, zu den Damen.

Ein gleichgültiges Herein ertönte, als ich anklopfte.

Ich öffnete und trat in's Zimmer.

Mila saß mit abgewandtem Gesicht auf dem Sopha. Als ich mich entschuldigen wollte, unterbrach mich die Tante eilig.

In einer dann eintretenden Pause hatte ich Gelegenheit, das Antlitz des jungen Mädchens zu betrachten. Mit rothgeweinten Augen saß Mila da, ein Bild gekränkter Unschuld.

Die alte Dame war noch nie so zurückhaltend gegen mich gewesen wie eben jetzt.

Ich wurde sehr verlegen, als sie mich ansah. Ich brachte mit Stottern vor, die Damen möchten so gut sein und sich ankleiden, da ich Karten für die große Oper besorgt hätte.

Meine Verlegenheit wuchs, als ich in einer Ecke zwei zerrissene Blätter liegen sah, die offenbar zusammengehörten. Noch ein Blick überzeugte mich, daß es mein Schreiben war, das ich Mila durch den Diener meines Freundes gesandt hatte.

Mit ironischem Lächeln lehnte die Dame ab, indem sie ein Unwohlsein ihrer Nichte vorschützte.

Jetzt begriff ich nach und nach das Ganze. In der Eile hatte ich einen recht jämmerlichen Wisch hinuntergesandt und es war doch selbstverständlich, es lag klar,

Mila fühlte sich über den Empfang desselben, wie auch nicht anders zu erwarten war, schwer gekränkt.

Mir war seit Jahren schon kein Etikettefehler in den Weg gekommen, und gerade heute mußte mir ein solcher passiren!

Total vernichtet empfahl ich mich.

Man würdigte mich kaum eines Grußes.

Nun, morgen wirst du deinen Fehler der jungen Dame abbitten, sagte ich zu mir, ging auf mein Zimmer und machte die nöthige Toilette, um in die Oper zu fahren.

Nach dreiviertel Sechs Uhr war ich fertig und stieg in den Wagen.

Als ich in meiner Loge Platz nahm, begann das Vorspiel.

Wenn ich es aufrichtig sagen soll, mich interessirte heute die Oper fast gar nicht, indem meine Gedanken doch an ganz anderer Stelle waren.

Nach einer halben Stunde saß mein Freund neben mir. Ich vergaß bei seiner brillanten Unterhaltung den bitteren, mir heute zu Theil gewordenen Empfang von Seiten der Tante und ging gern auf seine geistvollen Bonmots ein.

Gegen zehn Uhr war die Vorstellung zu Ende. Mein Freund zog mich mit liebenswürdiger Collegialität nach seinem Wagen. Wir stiegen ein und nun fuhren wir in den Künstlerverein, dem er präsidirte. Festlich erleuchtete Localitäten strahlten mir entgegen. Als College von einer fremden Bühne wurde ich auf das Freundlichste empfangen. Selbstverständlich wurde ich von einer ungeheuren Anzahl neugierig Fragender umringt, denen ich aber mit großer Geduld alles Gewünschte, wenn auch sehr oft auf kurze Weise, beantwortete.

Der Schalk von einem Freunde hatte, wie ich erst später erfuhr, meine Ankunft den Mitgliedern des Vereines angezeigt und selbe gebeten, sich an dem heutigen Gesellschaftsabende in voller Zahl einzufinden.

In glänzender Toilette erschienen die Damen der großen Oper, des Schauspiels und noch viele andere Künstlerinnen und Künstler von verschiedenen Theatern.

Daß es an musikalischen sowie declamatorischen Genüssen durchaus nicht fehlen konnte, ist selbstverständlich. Auch ich wurde von der wogenden Menge aufgefordert, etwas zum Vortrag zu bringen und gern entsprach ich dem Wunsche. Nur um die Wahl des Poëms war ich anfangs nicht wenig verlegen, denn ich habe ihrer wohl an fünfhundert im Kopfe; aber gerade diese Vielwissenheit machte mich in der Auswahl verlegen. Rasch entschloß ich mich, das Gedicht, welches ich am Morgen unter der Erde, weit ab vom Getümmel der Menschenkinder, gesprochen, zum Vortrag zu bringen.

Soll ich Dir, Henry, sagen, wie es aufgenommen wurde?

Nach den früheren musikalischen oder declamatorischen Vorträgen hatte man, in der Regel aus Zartgefühl für den abgetretenen Collegen, demselben einen sogenannten Familienapplaus zukommen lassen. Oftmals hörte man Einzelnen gar nicht zu, sondern unterhielt sich leise während ihrer Produktion.

Als ich das Podium betrat, verstummte das störende Gesumme in den Reihen, aller Augen wandten sich nach mir, *veni, vidi, vici!*

In diesen drei Worten ist Alles gesagt.

Ich pflückte, als der dröhnende Beifall zu meinem Ohre kam, in seliger Begeisterung die Früchte einer langjährigen Anstrengung.

Sämmtliche anwesende Redakteure beglückwünschten mich, mit dem Ersuchen, doch auch in dem Theater aufzutreten.

Als ich zu später Nachtstunde das Hôtel aufsuchen wollte, erbot sich eine große Anzahl junger Leute, mich nach Hause zu begleiten, welche Aufmerksamkeit ich auch dankbar annahm.

Beim Hôtel angelangt, nahm ich Abschied von ihnen. Alle schwenkten die Hüte und ein dröhnendes Hurrah schallte mir nach.

Beim Erwachen aus den süßen Träumen fand ich zwei Briefe auf dem Tische. Offenbar hatte man sie schon am verflossenen Abende gebracht, denn die Thür hatte ich fest verschlossen, es konnte also Niemand dagewesen sein.

Der erste Brief enthielt folgende Worte: Werther Herr! Wenn Sie diese Zeilen erhalten, sind wir längst abgereist. Ihr Benehmen von heute Morgen hat mir einen Einblick in Ihren Charakter gewährt. Für Ihre bisherige Mühe dankt Ihnen eine bekannte Dame.

Soll ich den niederschmetternden Eindruck, den diese Zeilen auf mich machten, schildern?

Ich kann es nicht!

Hastig erbrach ich das zweite Schreiben.

Eine zierliche Damenhand hatte folgende Worte auf's Papier geworfen:

Mein Herr! Sie haben mir heute, indem Sie mich nach Hause sandten, eine Kränkung zugefügt, die ich niemals werde verwinden können. Als ich Ihre Zeilen im Wagen las, mußten sich meine Augen mit Thränen gefüllt haben, denn der Kutscher sagte, mich für eine gewisse Person haltend, lachend zu mir: Da hat Sie,

mein Fräulein, wohl Ihr Schatz stehen lassen? kommt öfter vor!

Ich wußte nichts zu erwiedern und fuhr zurück.

In welchem Schmerze, kann ich Ihnen nicht sagen.

Die Tante errieth den Zusammenhang sehr leicht, da ich einer so guten alten Frau, die meine einzige lebende Verwandte ist, doch nichts verschweigen konnte.

Nehmen Sie sich keine Mühe, meinen Aufenthalt erfahren zu wollen. Auch meinen Namen nenne ich nicht. In der Einsamkeit der Berge meines Vaterlandes werde ich versuchen, Sie und das Andenken an Alles zu vergessen. Ich glaubte wirklich, daß Sie für eine arme Waise etwas Mitleid, gepaart mit einigem Interesse, empfänden, aber wie täuschten Sie die jetzt so unglückliche . . . . . . Mila. —

Dieser Brief gab mir völlig den Rest.

Ich weinte.

Wahrlich, ich schäme mich nicht, es zu sagen, denn es waren Thränen des tiefsten Schmerzes.

Im Weinen liegt eine Art Wonne, sagt ja der Classiker.

Mir wurde um Vieles leichter und eine Stimme rief mir zu, ihr nachzureisen.

Einige Zeilen benachrichtigten meinen Freund von der Abreise. Ich versprach ihm, in den nächsten Wochen nach Vindobona zu kommen, um das mit ihm abgeschlossene Gastspiel zu eröffnen.

Schnell rief ich den Kellner und ließ mir das Fremdenbuch geben.

Ich hatte meinen Namen noch nicht eingeschrieben und that dies jetzt. Den Kellner ersuchte ich nun um die Rechnung. Während seiner Abwesenheit blätterte ich im rothen Buche. Auf der vorhergehenden Seite erkannte

ich auch die Schrift Mila's und die der alten Dame. Sie hatten, wie ich an den Taufnamen ersah, falsche Namen eingeschrieben.

Mittlerweile brachte der Kellner die Rechnung. In der größten Eile wurde sie bezahlt und nun ging's fort nach dem Bahnhofe. Ich hatte mir in den Kopf gesetzt, selbst auf den Fall hin, zu Grunde zu gehen, das Mädchen in ihrem Vaterlande, das ich glücklicherweise von ihr selbst erfahren, aufzusuchen, um ihr den Fehler, den ich unbewußt begangen, abzubitten.

Mit Geld war ich vollauf versehen. Ich hätte mit der Summe, die ich mir mitgenommen hatte, wohl ein gutes halbes Jahr die verschiedensten Länder durchstreifen können, ohne im eigentlichen Sinne arm zu werden.

Die herrlichen Fluren und Wälder interessirten mich nicht. Ich betrachtete nicht mehr, wie früher, mit gespannter Aufmerksamkeit die Wunder eines mächtigen Wasserfalles im Walde, der sich mit dröhnendem Getöse in schauerliche Tiefen stürzt.

Ich kam in einem seelentödtenden Halbschlafe sterbensmatt in den schwarzen Bergen an.

Nun einmal angekommen, hieß es aber die müden Augen aufmachen und forschen.

Es ist das Land der schwarzen Berge kein großes; für den Touristen und namentlich für den englischen bietet es unzählige Felsenpartieen; auch an dichten Wäldern, die zum größten Theil unwirthbarer Natur sind, fehlt es nicht. Selbst der wählerische Archäologe wird befriedigt dasselbe durchstreifen und bei jedem Ausfluge einen für ihn gewiß sehr werthvollen Fund an Alterthümern, die oft unbeachtet in dem dunkelsten Winkel eines Bauernhauses lagern und für einige Kleinig-

keiten zu haben sind, machen. Auf den verwöhnten Europäer macht die Einfachheit, das Vermissen jeder Eleganz, einen sonderbaren Eindruck. Mir war es, als wenn ich mich in dem tiefsten Theile des asiatischen Reiches befände. Ich erkannte, wie wahr der Ausspruch vieler Forscher, daß der Theil Europa's, auf dem ich mich eben befand, eigentlich „Halbasien" genannt werden sollte.

Große Städte giebt es dort nicht.

Nur hie und da sieht man etwa hundert Häuschen in einem Kreis aufgebaut. Es ist ein solcher Häuserkreis ein Dorf, das wie in Europa seine Ober- und Unterbeamten, die hier von den Einwohnern selbst gewählt werden, angestellt hat, welche für die Wohlfahrt des ganzen Dorfes Sorge zu tragen haben.

Es giebt eine Menge solcher Ortschaften in dem genannten Lande. Ich hatte also eine Riesenaufgabe zu lösen, wenn ich sie durchstreifen wollte.

Unermüdlich drang ich, von einem jungen Tartaren als Führer begleitet, vor. Dieser zog auch die Erkundigungen ein, welche ich ihm auszuforschen aufgetragen hatte.

Ueberall fragten wir, ob man nicht Mila, des Ban Milosch's Tochter, kenne und überall erhielten wir eine verneinende Antwort. So verstrich langsam ein Monat.

An einem Abend kamen ich und mein Führer, von dem bisherigen hoffnungslosen Forschen niedergeschlagen, in einem kleinen Orte an.

Es war schon spät am Abend.

Viele Familien saßen um ein Feuer herum und erzählten sich Verschiedenes aus ihrem Leben. Der gewesene Soldat erzählte, wie er ruhmvolle Schlachten gegen die Welschen habe mit durchmachen müssen, ein

altes Mütterchen erzählte ein schönes Märchen, das mit großem Beifall von allen Seiten aufgenommen wurde und so verkürzten sie sich auf diese Weise den Abend.

Dieses, vom Standpunkte der Civilisation aus betrachtete, ungebildete Volk, brachte den Abend gewiß viel nutzbringender zu, als viele gebildet sein wollende Menschen, die bei Wein und Kartenspiel nicht selten den Gewinn einer Woche verschleudern, während ihre armen Familien daheim darben müssen und glücklich sind, wenn ein mitleidiger Mensch ihnen einen Bissen Brod zukommen läßt.

Angekommen, stellte ich an die Dorfbewohner, da ich der Landessprache schon etwas mächtig war, meine alte Frage.

Eine lebhafte Debatte entspann sich.

Niemand wußte etwas Bestimmtes, etwas Sicheres, das mir nur einige Winke bei meinem Forschen hätte geben können.

Im Hintergrunde bemerkte ich einen eisgrauen alten Mann, dessen silberweißer Bart bis an den Gürtel reichte. Er hatte ein kurzes Pfeifchen im Munde, aus dem er von Zeit zu Zeit blaue Wölkchen in die Luft blies.

Er hatte bis zur Zeit nur den Erzählungen gelauscht, ohne auch nur das geringste Zeichen des Beifalls oder Mißfallens laut werden zu lassen.

Er war der Aelteste des Dorfes und wie man mir versicherte, ein hochweiser Mann, der lange Zeit in den größten Städten Oesterreichs zugebracht hätte.

Er nahm die Pfeife aus dem Munde und machte mit ihr das Zeichen, daß er sprechen wollte.

Eine Ruhepause trat ein.

Nur in sehr seltenen Fällen ließ der Alte ein Wort laut werden, weßhalb ihn heute Alle gespannt ansahen.

Er erhob sich aus seiner Ruhe, trat zu mir und setzte sich an meiner Seite nieder.

'Es mögen wohl gegen fünfzehn Jahre vorüber gegangen sein, als ich noch rüstig bei dem Ban Milosch als Knecht diente, begann er.

Wie? Sie kannten den Mann! rief ich in froher Erwartung.

Ohne sich stören zu lassen, fuhr er fort: Er war ein braver Herr. Von seinem Vater hatte er ein hübsches Vermögen geerbt. Ein strebsamer Geist herrschte in ihm. Ich sah, wie ihm die allerdings sehr einfache Art, mit der wir dem Boden die Nahrung abgewannen, durchaus nicht gefiel. Eines Tages theilte er mir den Plan mit, er wolle verreisen, um einige Verbesserungen kennen zu lernen und bat mich, als einen treuen Diener des Hauses, ihn zu begleiten, um ihm auf der Reise mit einigen Rathschlägen an die Hand zu gehen. In mir regte sich die alte Reiselust schon lange; so kam mir sein Vorschlag wie erwünscht; kurz, ich reiste mit.

Mehrere Monate hielten wir uns in Oesterreich auf. Wir kauften verschiedene landwirthschaftliche Geräthschaften ein. Der Herr ließ mich mit denselben in der Stadt, wo wir sie gekauft hatten, mit dem Auftrag zurück, den Transport zu überwachen.

Er nahm Abschied von mir und reiste ab.

Als er, so in voller Gesundheit strahlend, mir freundlich die Hand reichte, dachte ich mir freilich nicht, daß es das letzte Mal sein werde. Nach einigen Tagen waren die Geräthschaften gut verpackt und ich reiste ebenfalls ab.

Meine Sehnsucht nach dem Gehöfte beflügelte meine Schritte, als ich in unserm Lande ankam.

Sonst hörte ich schon von Weitem das Brüllen der Ochsen, das Wiehern der Pferde.

Kein Ton drang diesmal an mein Ohr, trotzdem ich sehr aufmerksam lauschte.

Ich schritt etwas befremdet vorwärts, von Zeit zu Zeit spähend.

Jetzt vernahm mein geübtes Ohr ein klägliches Wimmern.

Schnell bog ich um einen Hügel, um recht bald in der Meierei anzukommen.

Zuerst mußte ich das Feld passiren.

Doch welch' ein Anblick wurde mir zu Theil! Der Zaun, welcher das Feld einfriedete, war niedergerissen, die junge Saat zerstampft.

Mir schwante Unheil, ich rannte weiter.

Endlich erblickte ich das bekannte Haus.

Was war das?

Kein Rauchwölkchen drang heute aus dem Kamine.

Sollte der Herr mit seiner Frau und dem einzigen Kinde verreist sein?

Das war nicht denkbar, denn er wäre dann nicht so leichtsinnig gewesen, seine Wirthschaft allein stehen zu lassen.

Jetzt stand ich mit hörbar klopfendem Herzen beim Hause.

Eine Blutspur führte aus demselben und verlief sich im Gehölz.

Die Thür war aufgerissen, in Trümmern lag sie auf den herumliegenden Steinen.

Ich trat bebend ein, ein furchtbarer Schrei drang aus meiner Brust, denn dort lag mein armer Herr und

meine Herrin mit zerschlagenen Köpfen, in ihrem Blute schwimmend. In der Ecke kauerte ein an Händen und Füßen gebundenes Kind — es war die Tochter meines Herrn, die liebe Mila.

Das Kind stieß bei meinem Anblick einen Freudenschrei aus, es wollte mir entgegeneilen, konnte aber nicht.

Mächtig erschüttert, eilte ich zu ihm, löste die Stricke, die sich tief in das Fleisch eingedrückt hatten, und gab ihm einige Bissen, die es mit wahrem Heißhunger verschlang.

Jetzt erst sah ich mich auf dem Schauplatz der Verwüstung ein wenig um.

Die Ställe waren erbrochen und das Vieh weggeführt worden.

Auch da bemerkte ich einige Blutspuren.

Offenbar hatte hier ein Kampf mit Räubern stattgefunden.

Die Kisten in den Stuben waren eingeschlagen und sämmtliche leer.

Ich eilte, als ich sah, daß Räuber hier gewesen waren, in das nächste Dorf, um Anzeige zu erstatten.

Die Leichen meines verehrten Herrn und seiner Frau wurden, in Särge gelegt, eingesegnet und der Erde übergeben.

Viele hundert Menschen betheiligten sich an dem Leichenbegängnisse. Alle junge Burschen schwuren, nicht eher zu rasten, bevor sie nicht der Räuber habhaft geworden. Eine große Zahl kam nicht von ihren Streifzügen zurück; man fand sie an der Grenze erschlagen.

Statt sich in brüderlicher Eintracht gegen den gemeinsamen Feind zu verbinden, hatten sie ihre Jugendkraft in Einzelkämpfen darthun wollen; sie nahmen aber, als sie der überlegene Feind angriff, ein trauriges Ende.

Nur Wenige kehrten zurück.

Auch sie hatten sich mit den Räubern geschlagen; diese waren, als der zusammenhaltende Trupp junger Burschen sie angriff, feige entflohen; sie verschwanden in den unwirthbaren Klüften der Gebirge.

Mein Vater war hier im Dorfe Schulmeister gewesen. Sein Plan war, ich sollte in diesem Amte sein Nachfolger sein, daher hatte ich von ihm Unterricht im Lesen und Schreiben erhalten.

Einige Wochen vor Ausbruch der Katastrophe war die Schwester des Herrn bei uns zu Besuche gewesen. In Berlin wohnte sie, die Adresse hatte sie bei ihrer Abfahrt demselben und mir mitgetheilt. Im Besitze eines guten Gedächtnisses hatte ich mir sie gemerkt. — Ich setzte mich nieder und schrieb einen Brief an sie. Es waren kaum acht Tage vergangen, da trat die würdige Frau, mit Thränen in den Augen, ein. Ich zeigte ihr die kleine Mila. Das Kind weinte unaufhörlich. Es war erst vier Jahre alt, schien aber dennoch zu wissen, daß es keine Eltern mehr habe

Die Frau dankte mir für meine Theilnahme und reiste mit dem Kinde ab.

Bekümmert suchte ich meinen Heimathsort auf; von Mila und ihrer Tante habe ich niemals etwas wieder gehört.

Trübselig schüttelte der Greis den Kopf und schwieg.

Er wußte zu erzählen. Seine farbenreiche Schilderung, der ich bei meiner mangelhaften Kenntniß des Idioms nur dieses Gerippe entnehmen konnte, ließ kein Auge thränenleer.

Endlich fragte ich: Ist's von hier aus weit nach dem Dorfe, in dem sich die Meierei Ihres Herrn befand?

Der Greis erhob sich und deutete nach einem Hügel, der sich etwa eine Viertelstunde von dem Dorfe, in dem ich mich eben aufhielt, erhob.

Von dem Hügel ist's nur eine halbe Stunde entfernt. Aber Sie müssen schnell gehen, wenn Sie es noch vor Anbruch der hierzulande gefürchteten Nacht erreichen wollen.

Vor innerer Freude bebend, beschenkte ich den Greis mit einer nagelneuen Pfeife mit funkelndem Silberbeschlag und einem Packete des besten Tabaks, den ich in meinem Koffer hatte.

Das Gesicht des Greises leuchtete in kindlicher Freude auf.

Er dankte mir herzlich für das Geschenk.

Ich und mein Führer wollten uns schon entfernen, da rief uns der Greis noch zu: Bitte, mein Herr, noch Eins.

Ich wandte mich schnell um und trat zu ihm.

Könnten Sie mir noch eine Gefälligkeit erweisen?

Ich bejahte.

Nun denn, so geben Sie mir noch ein wenig Pulver.

Ich öffnete mein Horn und schüttete etwa den dritten Theil in eine alte Lammfellmütze, die mir von einem jungen Mädchen entgegengehalten wurde. Der Alte dankte nochmals und fuhr fort: Wir brauchen das Pulver nämlich, weil uns dasselbe bereits bis auf einige Körner ausgegangen ist. Ich mache Sie aufmerksam, nie ohne geladene Waffe hier zu reisen. Gestern brachte mir ein Bursche die Nachricht, daß im Walde wildaussehende Männer gesessen und sich in fremder Sprache geheimnißvoll untereinander besprochen hätten. Wir können versichert sein, noch dieser Tage einen Besuch der Bande

zu erhalten. Möglich ist es, daß noch heute Nacht sie uns überfallen. Sie dürfen nicht allein gehen.

Er rief vier kräftige Burschen herbei und gab denselben den Auftrag, uns zu begleiten.

Die Gewehre lud er ihnen und reichte Jedem noch drei Pulverladungen für den Fall, daß sie mit Räubern handgemein werden sollten.

Das Dorf war bald erreicht.

Am Anfange der Häuserreihe verließen mich die Burschen.

An das erste beste Häuschen klopfte ich an.

Ein Mütterchen kam mir, sorglosen Blickes, entgegen und fragte nach meinem Begehr.

Als sie wußte, was mich in das Dorf geführt, antwortete sie mir: Das Mädchen wohnt mit ihrer Tante schon über einen Monat hier. Sehen Sie dort das Haus, gleich beim Walde, das bewohnen sie. Es liegt ganz nahe von hier.

Dankend ging ich dem bezeichneten Häuschen zu.

Mir war wundersam zu Muthe, als ich es vor mir sah.

Drinnen brannten zwei Kerzen, am Tische befestigt. Ich blickte vorsichtig hinein, da das Fenster halb offen stand.

Bei einer Stickerei bemerkte ich die Tante.

Ein näherer Blick überzeugte mich, daß sie in Folge der mühevollen Arbeit eingeschlafen war.

Mein Herz pochte hörbar; ich suchte Mila in der Stube, aber vergebens.

Das Häuschen hatte nur das eine einfache Stübchen.

Mila durchstreifte gewiß den Wald.

Der Gedanke daran machte mich schon erbeben. Ich

stürzte dem Walde zu, sie zu suchen, denn es war mein sehnlichster Wunsch, sie allein sprechen zu können.

Ich durchlief den Wald in furchtbarer Aufregung. Das, was Wochen lang mein Herz mit Todesqual durchzuckt hatte, wollte ich ihr abbitten.

Ueber eine Stunde raste ich so durch das Gehölz, bis ich ermüdet zusammensank.

Die Nacht brach völlig herein.

Ich war auf Alles gefaßt, selbst darauf, eine Nacht unter freiem Himmel zubringen zu müssen.

Horch, was war das?

Klang das nicht wie ein lange verhaltener Seufzer?

Der Wind trug eine schwermüthige Melodie, die immer stärker und stärker wurde, herüber.

Ich lauschte.

Das waren deutsche Worte.

Ich hörte folgendes weihevolles Lied aus dem Munde meiner Mila, denn sie war ja die Nachtigall, die im geheimnißvollen Waldesdunkel so herrlich zu singen verstand:

Ein wilder Renner trug mich
Zur wilden Walachei;
Ich kam zu einem Zelte
Und schaut' der Schönen drei.

Die Mutter sieht die Erste
Mit Vorwurfsblicken an,
Sie scheint sie wohl zu fragen,
Was sie im Wald' gethan.

Schelt' nicht, o, gute Mutter;
Ich war am Donaustrand.
Dort sah ich junge Deutsche,
Es waren Herrn von Stand.

Der Erste wollte werden
Mein trauter Ehgemahl.
Er wollt' ein Hemdlein haben,
Wollt's tragen allzumal!

Der Zweite wollt' ein Tüchlein
Von mir mit Gold gestickt;
Er wollt' so lang' es tragen,
Bis ihn der Tod entrückt.

Der Dritte wollt mich herzen
Im süßen Liebesdrang;
Schenkt' ich ihm meine Augen
Küßt' er sie lebenslang!

Es war eine jener alten slavischen Dichtungen, die ich hörte, und die einen Fremden beim Anhören so mächtig ergreifen.

Mit einem Seufzer endete sie ihren Gesang.

Ich stürzte aus dem Gebüsch hervor, meine Augen irrten suchend umher.

Endlich bemerkte ich die schöne Sängerin, an einen Baum gelehnt, sinnend in die Ferne blickend.

Im nächsten Augenblicke stand ich vor ihr.

Sie erschrak nicht wenig.

Endlich erholte sie sich und redete mich folgendermaßen an: Sind Sie's oder ist es die Erscheinung eines bösen Geistes, der mich quälen will?

Mila, verzeihen Sie mir meinen Fehler, ich bin es, ich komme aus einem viele hundert Meilen von hier entfernten Orte, um Ihre Verzeihung zu erlangen. Sein Sie nicht hart!

Nun, und wenn ich, die Schwerbeleidigte, Ihnen nicht verzeihe?

O, das können Sie nicht! Ihr Blick ist so milde,

Sie können mir nicht zürnen, Sie haben mich für meinen Fehler gar bitter büßen lassen, zürnen Sie nicht fürder. Denken Sie, einen Monat lang durchstreife ich Ihr Vaterland, nur um Sie zu finden, um Ihnen zu sagen, was mir so lange schon am Herzen nagte, daß ich ....

Was? fragte sie gespannt.

Ich stockte.

Das Blut stürmte mir gegen die Schläfen, ich war in furchtbarer Verlegenheit. Mit den größten Künstlerinnen der Neuzeit hatte ich vor Tausenden und aber Tausenden gespielt, ohne die geringste Befangenheit zu zeigen, aber dieses holde Mädchen, für das ich glühte und noch in heißer Liebe erglühe, machte mich, indem sie mir mit ihren wunderbaren Augen bis in den tiefsten Grund meiner Seele blickte, ganz verlegen.

Ich stand scheu da; ich fühlte mich in dem Sturme der aufbrausenden Gefühle so vereinsamt.

Konnte mich's Wunder nehmen? Bis jetzt hatte ich den Begriff der tiefinnigen Zuneigung zu einem Weibe noch nicht zu erfassen gewußt, stand ich doch heute vor meinem ersten Debut!

Ich faßte mich bald und fuhr fort: Soll ich Ihnen sagen, was ich für Sie fühle? Schenken Sie mir das, was die ganze Welt zusammenhält, das die größten Thaten herbeiführt, was so viele in süßem Schauer erbeben macht, schenken Sie es mir und machen Sie mich namenlos — glücklich.

Eine erzwungene Ruhe malte sich auf dem Antlitz Mila's.

Wirf doch die häßliche Maske ab, die eben jetzt Dein so schönes Antlitz verunschönt. Zeige mir, ob Du für mich auch etwas fühlst, was über der Gleichgültigkeit

steht, sage mir, Du schönes Kind, darf ich hoffen, von Dir geliebt zu werden? Sage es mir! Wenn nicht, dann eile ich zurück nach meinem Vaterlande, mit der tiefsten Wunde, die das Andenken an eine unglückliche Liebe hervorzubringen vermag, im Herzen. Sag', darf ich hoffen, von Dir geliebt zu werden?

Wenn sich plötzlich der Himmel über mir geöffnet hätte, es hätte nicht einen tieferen Eindruck auf mich machen können, als wie jetzt Mila, ihrer glühenden Leidenschaft freien Lauf lassend, an meinem Halse hing und rief:

„Ich liebte Dich schon lange!"

In namenloser Seligkeit wollte ich sie an's Herz drücken, da raschelte etwas im Gebüsch, ein heiseres Lachen ertönte, eine menschliche Gestalt wurde sichtbar und im nächsten Augenblicke fiel ein Schuß.

Ich führte glücklicherweise drei Revolver bei mir, darunter auch jenen von Mila.

Ach, hätte ich nur eine Waffe! rief sie.

Ich drückte ihr schnell eine solche in die Hand.

Ein freudiger Blick traf mich.

Sie feuerte mit mir in das Gebüsch.

Ein Aufschrei erfolgte.

Wir glaubten, den Menschen getroffen zu haben, aber weit gefehlt! Er stellte sich nur todt. In einem der nächsten Augenblicke flog ein Stein herüber.

Der Räuber hatte gut gezielt. Der Stein hätte mir gewiß den Kopf zerschmettert, aber ich wich geschickt aus, so daß er zur Erde flog.

Ein zweiter Stein kam geflogen und traf unglücklicherweise Mila.

Besinnungslos sank sie zusammen.

Ein fürchterlicher Schmerz erfaßte mich.

Trotzdem mich ein wahrer Steinregen umgab, eilte ich, einem Wahnsinnigen gleich, nach dem Gebüsch und feuerte meinen Revolver auf den darin Befindlichen ab.

Er fiel zur Erde. Ich sah, daß ich ihn getroffen hatte. Aber damit war ich noch nicht zufrieden. Ich feuerte ihm die ganze Ladung der Waffe in den Leib.

Röchelnd rief er: Kameraden, helft mir!

Das Schießen mußte vernommen worden sein, denn aus dem Gebüsch stürzten weitere fünf Räuber auf den Platz.

Jetzt galt es, zu handeln. Ich hatte nur noch eine Revolverladung. Ich bückte mich, als sie zur Leiche traten und lud die beiden Waffen vollends.

Dann erhob ich mich mit weithin tönendem Geschrei: Auf! Kameraden, da sind die Schufte, feuert unter das Gesindel, sorgt mir dafür, daß Keiner entkommt.

Ich feuerte.

Die Räuber glaubten sich, da mein kräftiges Organ schallend in den Bergen sein Echo fand, umzingelt und flohen eilig. Durch die Schüsse aufmerksam gemacht, kamen jetzt auch mehrere bewaffnete Dorfbewohner hinzu und jagten den Räubern nach.

Ich legte das Mordwerkzeug bei Seite und ging zu meiner wie leblos am Boden liegenden Mila.

Der Stein hatte sie glücklicherweise nur gestreift, doch war der Hinterkopf etwas verletzt und ein blutiger Streifen contrastirte seltsam mit dem seidenweichen Haare.

Schnell wusch ich die leichte Wunde aus und band ihr mein Halstuch um den Kopf.

Mila schlug ihre Augen auf, ein Blick — ach! ein Blick der tiefsten, innigsten Liebe traf mich; sie erhob sich ein wenig.

Fühlst Du Dich schwach? fragte ich besorgt.

Durchaus nicht, mein Schätzchen, erwiederte sie, mit einiger Anstrengung sich erhebend.

Plötzlich vernahmen wir wieder Gewehrfeuer und dazwischen ertönte furchtbares Geschrei.

Ein Gedanke durchblitzte jetzt meinen Kopf und ich erbebte. Der Tartar hatte mich auf eine Waldschlucht aufmerksam gemacht, in welche die Räuber gewöhnlich ihre Beute lockten, um sie zu berauben und dann zu tödten.

Schnell lud ich meine Waffen und eilte den Dorfbewohnern zu Hülfe.

Eben wollten sie in die Schlucht eindringen, da kam ich athemlos auf den Platz.

Ein dröhnendes „Halt" meinerseits hielt sie zurück.

Sie hörten meinen Grund, weshalb sie die Räuber nicht weiter verfolgten sollten und dankten mir selbstverständlich sehr lebhaft dafür, daß ich ihr Lebensretter geworden. Es fehlte nicht viel, so hätten sie mich im Triumphe in das Dorf zurückgeführt.

Neue Hilfsmannschaft kam noch herbei und ich erfuhr auch, daß die Schlucht nur einen Ausgang hätte, der zugleich als Eingang dienen mußte. Ich gab daher den Leuten den Rath, die Schurken zu belagern, um sie, im Falle sie einen Ausfall wagen sollten, erbarmungslos niederzuschießen.

Nun eilte ich wieder zu meiner lieben Mila zurück.

Kaum war ich bei ihr, so erdröhnte abermals ein starkes Gewehrfeuer.

Ein hallendes „Hurrah" erschallte darauf und dann wieder eine Anzahl Schüsse.

Bald darnach kamen die Männer zu uns zurück und meldeten, daß sie die Bande unschädlich gemacht.

Sie gaben sich der ausgelassensten Freude hin, denn mit Ausnahme eines Einzigen, dem eine Kugel eine leichte Wunde zugefügt, waren Alle unverletzt aus dem Kampfe hervorgegangen. Ich führte Mila nach Hause und versprach ihr, am anderen Tage wieder zu kommen, um der Tante unsere Verbindung anzuzeigen.

Beim Abschied hauchte ich einen Kuß auf ihre rosigen Lippen und ging, still beglückt, nach dem einzigen Gasthause des Dorfes, in welchem ich zwar auf einem Strohlager schlafen mußte, das mir aber, da ich in meinem Busen süße Träume hegte, zu einem paradiesisch schönen wurde.

Die Sonne lächelte mir am andern Morgen schon in's Gesicht, als ich erwachte.

Vor meinem Fenster sah ich bereits die Dorfbewohner zur täglichen Arbeit auf das Feld hinausgehen.

Die Physiognomie eines darunter befindlichen alten Mannes fesselte mein Auge; ich zog deßhalb mein Taschenbuch aus dem Rocke, um seine Züge möglichst schnell in einer flüchtigen Skizze auf's Papier zu werfen.

Bald war ich damit fertig.

Ich blätterte nun in meinem Buche und zählte die Striche in demselben.

Als ich nämlich von Wien abfuhr, beschloß ich, damit ich den mir ertheilten Urlaub auch pünktlich einhalte, täglich einen einfachen Strich auf ein zu diesem Zwecke parat gelegtes Blatt zu machen.

Ich zählte sie also und erschrak, denn schon vor fünf Tagen war mein Urlaub abgelaufen.

Du weißt, was für schwere Conventionalstrafen auf einen solchen Fall gesetzt sind.

Ich eilte deßhalb, so schnell ich nur konnte, zu meiner theuren Mila.

Die Tante empfing mich mit thränenden Augen.

Mir die Hand zum Kusse reichend begann sie: Ich sehe, Sie lieben meine Nichte aufrichtig. Nun denn, ich bin Eurer Verbindung nicht entgegen, jedoch muß ich Ihnen sagen, daß unglücklicherweise Mila selbst das Gelübde abgelegt hat, das Land, in dem wir uns befinden, vor Ablauf einer Frist von sechs Monaten, vom Tage unserer Ankunft an gerechnet, nicht zu verlassen.

Warum das?

Sie liebte Sie schon im Bade. In Wien jedoch wurde sie durch Sie bitter gekränkt. Sie glaubte sich von Ihnen verlassen und wollte hier im einsamen Lande Ihr Bild aus ihrem Herzen entfernen. Sie haben zwar, wie es einem edlen Manne geziemt, gehandelt, den Eid aber darf Mila nicht brechen.

Im Innern mußte ich der alten Dame Recht geben.

Mila erzählte mir, fuhr die Tante fort, wie heldenmüthig sie gestern von Ihnen vertheidigt wurde; die Wunde am Kopfe ist ganz unbedeutend und dürfte im Verlaufe von höchstens acht Tagen vernarbt sein. Doch ich sehe, Ihre Blicke suchen meine Nichte. Sie wußte von Ihrem Besuche bei mir und bat mich, Ihnen zu sagen, Sie möchten sich nach dem Orte, wo Sie gestern dem Ueberfall glücklich entgangen, hinbegeben. Also auf Wiederseh'n!

Ich ging in den Wald.

Die Sonne schimmerte hell durch die Bäume und warf ihre Strahlen auf eine Quelle, die lustig im Waldesgrün hervorsprang.

Endlich war ich zur Stelle.

Auf dem schwellenden Rasen bemerkte ich einen röthlich schimmernden Stein. Ich bückte mich, hob ihn mechanisch auf und steckte ihn in die Tasche.

Im Gebüsch sah ich noch die Blutspur, die der Leichnam des Räubers hinterlassen hatte, und mit tiefem Grauen entfernte ich mich von dem Schauplatze einer That, zu der mich nur die äußerste Nothwendigkeit gezwungen hatte.

Auf einer Erhöhung des Waldbodens erblickte ich meine Mila. Sie trug noch die Binde um den Kopf, schien jedoch durch den erlittenen geringen Blutverlust ein wenig blaß geworden zu sein.

Stillschweigend nahm ich an ihrer Seite Platz.

Sie schaute mir tief in's Auge und ich erwiederte den süßen Blick; dann lächelte sie still vor sich hin und ich umschlang das holde Wesen, zog sie sanft an mich heran und unsere Lippen berührten sich in innigen Küssen.

In diesem seligen Augenblicke empfanden wir das, was der Sterbliche nur ein einziges Mal empfinden darf. Dann gingen wir Arm in Arm nach dem Häuschen im Dorfe zurück.

Wie eine kurze Minute war mir diese herrliche Morgenstunde vergangen.

Es war die schönste in meinem Leben.

Zu Hause angekommen, gab uns die alte Dame ihren Segen, und in traulichem Beisammensein verbrachten wir den Rest des Tages.

Endlich rückte der Abend heran und mit ihm die Stunde des Abschieds.

Ich schwur dem Mädchen, ihr alltäglich wenigstens einmal einen Brief zu schreiben.

Sie gelobte mir das Gleiche.

Du wirst Dir wohl denken können, wie der Abschied mein Herz zerriß.

Noch eine Umarmung, noch ein letzter Kuß und ich bestieg mit dem Tartar die bereit gehaltenen Rosse und sprengte in wahnsinniger Eile vom Orte meines stillen Glückes.

Die Stadt erreichte ich noch vor Abgang des Postwagens.

Ich beschenkte meinen Führer reichlich, nahm sodann meinen Platz im Postwagen ein und kam gegen Morgen bei der nächsten Eisenbahnstation an.

Einige Tage hierauf meldete ich mich, hier angekommen, bei der Intendanz.

Wider Erwarten empfing man mich sehr zuvorkommend; man fragte nach meinen Reiseabenteuern und von einer Strafe war durchaus keine Rede.

Froh, so davon gekommen zu sein, eilte ich auf die Post und — richtig, es waren unter meiner Adresse zwei Briefe bereits angekommen.

Ich beantwortete dieselben meiner Braut sofort.

Andern Tags erhielt ich sogar drei Briefe.

Etwas ermüdet nahm ich auf einer Holzbank im Postbüreau Platz und las den ersten Brief, dann den zweiten und schließlich auch den dritten.

In freudiger Erregung steckte ich die Briefe ein und eilte davon.

Auf der Straße angekommen, wollte ich den Briefen noch eine weitere Aufmerksamkeit schenken, fand aber statt der drei Briefe nur zwei vor.

Ich durchsuchte ohne Erfolg meine Taschen.

Ganz gewiß hatte ich den Brief im Bureau liegen lassen.

Ich eilte erregt hin, aber die bedienende Officialin wußte sich nicht zu erinnern, daß sie einen Brief von den meinigen auf dem Boden bemerkt habe.

In der angenehmen Hoffnung, am nächsten Tage wieder durch eine Nachricht angenehm überrascht zu werden, trat ich in die Post ein.

Nichts da! sagte die Officialin in kaltem Tone.

Nichts? wiederholte ich fast tonlos.

Ich wankte hinaus.

Den ganzen Tag über frug ich nach, aber nicht der geringste Erfolg krönte meine Bemühungen.

Ein großer Schreck überkam mich, als ich am zweiten Tage dasselbe Schicksal hatte.

Der dritte Tag brachte mir wiederum nichts.

Das Uebrige weißt Du.

Ich stürzte, fast wahnsinnig, an meinen Schreibtisch, ergriff einen Bogen Briefpapier und schrieb mit zitternder Hand einen — Absagebrief, ja, einen Absagebrief an Mila!

Kaum hatte ich das Schreiben zur Post getragen, so empfand ich schon bittere Reue. Ich sandte, meiner nicht mehr mächtig, einen zweiten begütigenden Brief hinter dem ersten her. Wieder blieb ich ohne Antwort!

Freund meiner Seele, Du siehst, wie ich untergehe! Hilf mir, wenn Du kannst, oder tröste mich. — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Henry versprach mir zu helfen und über meine Sache nachzudenken. Er sprach mir Muth ein, und versicherte mir in warmen Worten, er werde meine Interessen stets wahren, da er nun wisse, was der seltsame Grund meiner Nachlässigkeit sei. Dann ging er.

Der Abend hatte uns überrascht.

Düstere Wolken zogen am Firmamente herauf und verkündeten baldigen Regen.

Ich nahm meinen Schirm und begab mich wieder ziemlich hoffnungslos zur Post.

Die Thurmuhr schlug, als ich den Weg nach dem Gebäude einschlug, neun Uhr.

Man hatte im Theater heute eine Posse gegeben, die eben jetzt zu Ende war, denn aus dem hohen Thore strömte eine ansehnliche Menschenmasse.

Mit wehmüthigem Herzen starrte ich das Theater an.

Der Intendant schritt mit zwei Oberbeamten an mir vorüber.

Als er mich sah, wandte er sein Gesicht ab, um meinen Gruß nicht erwiedern zu müssen. Das Gleiche thaten auch seine Begleiter.

Ich trat in eine Straße ein, die zur Post führte.

Der Regen fiel jetzt in schweren Tropfen herab.

Ich hörte hastige Schritte hinter mir und erkannte zwei Colleginnen, die sich auch nicht mehr um mich kümmerten, und, in leichte Roben gekleidet, schnell im Regen dahineilten.

Ich konnte ihnen, im Grunde genommen, nicht zürnen, denn sie sahen ja in mir den lässigen Schauspieler und nicht einen Menschen, den das Unglück verfolgt.

Es that mir leid um die Colleginnen.

Wenn sie mich auch verachten, will ich ihnen doch

behilflich sein, sagte ich mir, damit sich die zarten Kinder nicht eine Erkältung zuziehen.

Ich rief ihnen nach, doch sie eilten vorwärts und schienen mein Rufen absichtlich nicht zu beachten.

Ich rief noch einmal und diesmal mit der ganzen Kraft meiner Stimme.

Jetzt blieben sie stehen.

Ich gab ihnen, ohne ein Wort zu sagen, meinen Schirm.

Ueberraschten schauten sie auf und blickten einander verlegen an.

So viel Aufmerksamkeit hatten sie gewiß in dem trägen Schauspieler nicht gesucht.

Mir wurde wieder weh.

Mit einer Thräne im Auge entfernte ich mich, sie höflich grüßend.

Der Regen, der jetzt mit doppelter Kraft losbrach, verursachte, daß ich meine Schritte beflügelte.

Endlich erreichte ich ganz durchnäßt das Postbureau.

Auf der Wartebank saß eine tiefverschleierte Dame.

Als sie mich erblickte, ging sie zu dem Geländer, das sich vor den Briefkästen befand.

Nur eine einzige Flamme brannte unten in der Nähe der Kästen und erhellte mit ihrem matten Scheine höchst dürftig diesen Raum.

So, da wären wir, flüsterte eine bekannte Stimme.

Es traten zwei Officialinnen mit einem großen Korbe, der bis an den Rand mit Briefschaften gefüllt war, herein.

Die Dame trat jetzt hinzu und erhielt einen Brief, worauf sie sich eilig entfernte.

Hoffentlich sind wir um zehn Uhr fertig, sagte die erste Officialin.

Es kommt noch die letzte Post, die uns gewiß einen

nicht viel kleineren Korb bringen wird, und die Briefe wollen doch alle in die betreffenden Fächer gelegt sein, versetzte die zweite Officialin.

Kaum hatte sie das letzte Wort ausgesprochen, da rasselte ein Wagen durch das Hofthor.

Das ist die letzte Post, sagten Beide sichtlich erfreut.

Sie verschwanden, nachdem sie die letzten Briefe sortirt hatten, auf eine Weile, und kehrten bald darauf mit einem um die Hälfte kleineren Korbe wie früher zurück.

Die mir bereits bekannte Officialin hielt plötzlich mit ihrer Arbeit inne, besah einen Brief, und steckte ihn, tückisch lächelnd, in die Tasche.

Ich achtete nicht weiter darauf.

So, nur noch diesen Brief, sagte die erste Officialin, und dann sind wir mit unserer heutigen Arbeit, Gott sei Dank, fertig.

Sie hatte noch nicht ausgesprochen, da erlosch die Flamme.

Hm, der Gasmann ist heute zu voreilig gewesen, sagte sie, wir müssen uns nun bequemen, im Finstern hinaus zu gehen.

Sie thaten ihre Tücher schnell um und eilten, ohne mich zu sehen, den Weg durch ein brennendes Wachskerzchen erleuchtend, hinaus.

Dröhnend fiel die Thür in's Schloß, ich war gefangen.

Wenn ich jetzt aufstand und dem Schließer zurief, er möge mich herauslassen, so wäre ich, hundert gegen eins zu wetten, verhaftet worden.

Was war zu thun?

Draußen peitschte der Sturm die Dächer und warf

den hin und wieder durch die finstere Nacht Eilenden kalte Regenschauer in's Gesicht.

Rathlos stützte ich den Kopf auf die flache Hand und müde, wie ich war, schlief ich bald darauf ein.

Da war es mir plötzlich, als wenn eine Stimme ein leises „Pst!" rufe.

Ich erschrak.

Hatte sich Jemand mit mir zugleich einschließen lassen?

Ein zweites „Pst!" machte mich erbeben.

So war noch Jemand mit mir eingesperrt!

Ich wollte um Hilfe rufen, aber in der bangen Ahnung, es würden alsdann die von mir als anwesend vermutheten Strolche hervorstürzen und mich überfallen, unterließ ich dieses.

Eine Uhr in der Nähe schlug zwölf.

Als Kind hatte ich die Geisterstunde nicht wenig gefürchtet.

Mein Vater wußte dies und sperrte mich einst einmal, als wir gerade am Gesellschaftstische um diese Stunde saßen, in eine enge Kammer.

Ich zitterte, als ich selbige betrat.

Meine Hand hatte etwas Fellartiges berührt. Ein Thier mit glühenden Augen sprang mir entgegen.

Ich schrie auf und fiel ohnmächtig zu Boden.

Mein Vater öffnete die Kammer und — die Hauskatze sprang heraus.

Ich hatte eine Krankheit, in der ich zwischen Leben und Sterben lange Zeit schwebte, von diesem Vorfalle davongetragen.

Diese Reminiscenz an meine Kinderjahre tauchte jetzt in mir auf.

Eine leise Stimme flüsterte: Hast Du viele Briefe bei Dir, mein Freund?

Eine zweite antwortete, gleichfalls gedämpft: Nicht sehr viel!

Sind es Geschäftsbriefe?

Nein, meistens Briefe junger Leute, die sich liebgewonnen haben.

Sie sind alle glücklich, diese Liebenden!

Ich stöhnte laut auf.

Was war das? hörte ich wieder fragen.

Pah! die alte Bank wünscht ein Gespräch mit uns anzufangen; kümmere Dich nicht um das alte ungehobelte Stück Holz.

Fahre fort!

Ja, ich sage, es kann nichts Schöneres für ein Menschenkind geben, als wenn es geliebt wird. Oft lieben aber die Menschen sehr unglücklich, denn es giebt Leute, die sich eine Freude daraus machen, wenn sie ihre Nebenmenschen unglücklich machen können. Da weiß ich eine Geschichte zu erzählen: Schon seit einiger Zeit kam täglich ein junger Mann hierher und frug nach, ob nichts für ihn angekommen sei. Anfangs erhielt er einige Briefe, dann nichts mehr. Ich kann mir nicht denken, daß den schönen jungen Mann seine Geliebte betrogen. Er wird tagtäglich blässer und blässer. Gar zu lange wird er es wohl nicht mehr treiben; er muß namenlos unglücklich sein! Sage, mein Freund, hast Du jemals einen Brief an die eine Officialin in Deinen Fächern gehabt? Beantworte mir diese Frage haarscharf.

Nie hatte ich einen Brief, der ihr gehörte.

Das ist höchst sonderbar, denn alltäglich sehe ich sie einen oder zwei Briefe einstecken.

Da kann ich Aufschluß geben, sagte eine dritte Stimme. Ich sage auch —, noch nie hatte die Officialin einen Brief, ich weiß es ganz bestimmt.

Schwöre, Freund Korb!

Der Korb legte einen feierlichen Eid ab.

Mich bringt das auf sonderbare Gedanken.

Ein Gemurmel mehrerer Stimmen ließ sich hören.

Da geschah plötzlich ein Donnerschlag.

Die Thür that sich auf und ein mächtig großes Weib schritt herein.

Gleich Pallas Athene war sie in Stahl gekleidet. Sie schritt auf mich zu und sprach mit Donnerstimme, die mich erbeben machte: Sterblicher, Du ringst schon lange nach dem ewig grünen Lorbeer, hier ist er, nimm ihn hin.

Sie riß einen prächtigen Lorbeerkranz vom lockenumwallten Haupte und rief mir zu: „Knie nieder, Sterblicher!"

Zitternd sank ich in die Knie.

Gleich Herakles, als er das verhängnißvolle Gewand angelegt, durchbebte mich jetzt ein wüthender Schmerz.

Die verhängnißvolle Gestalt wuchs immer höher und höher.

Riesengroß stand sie schon da. Meine Brust rang nach Athem.

Erbärmlicher Wicht, rief sie mir zu, warum hast Du Deine Geliebte treulos verlassen und eiltest hierher? Du hattest wohl Furcht, um Dein Stückchen Brod zu kommen, o, Du Erbärmlicher!

Das „Materielle hast Du, Elender, dem Idealen vorgezogen!"

„Du willst ein ächter Künstler sein?"

Stirb, Du elender Verräther!

Indem sie diese Worte in der Halle verklingen ließ, erhob sie ihr Schwert, das blitzend die Luft durchzuckte, und wollte es auf meinen Hals niederfallen lassen.

Ich sank zu Boden und als ich aufblickte, wollte ich, da die Riesin noch immer so drohend dastand, einen Schmerzensschrei ausstoßen, jedoch meine Zunge klebte am Gaumen fest, ich konnte kein Wort hervorbringen.

Das Schwert fiel, als ich mich nun erhob und mit entblößter Brust mir es von der Riesin in's Herz stoßen lassen wollte, klirrend zur Erde; die Gestalt verschwand in einer düsteren Wolke, diese wurde immer lichter und lichter, ich sah eine menschliche Gestalt darin, welche mich mit den mir so wohlbekannten dunklen Augen in tiefster Trauer ansah. Die Erscheinung trat zu mir, Thränen standen ihr in den Augen; sie rief: Bräutigam, ich sterbe! —

Meine Brust arbeitete heftig, der Athem wollte mir fast ausgehen.

Die Gestalt verschwand, wie sie gekommen.

Jetzt erst entrang sich ein gellender Schrei der Verzweiflung meiner Brust und ich erwachte — in dem Postbureau, in dem mich Morpheus mit seinen Armen umschlungen hatte.

Der Sturm hatte ein Fenster aufgerissen, die kühle Nachtluft pfiff mir entgegen.

Ich stand todtesmatt von meinem harten Lager auf und wollte das Local verlassen, als ich mich erinnerte, daß die Thür verschlossen sei.

Das kleine Fenster war nicht vergittert.

Ich schwang mich auf die Brüstung und war im Augenblicke auf der Straße.

Sie sind verhaftet! rief in demselben Augenblicke ein in der Nähe befindlicher Gendarm und eilte auf mich zu.

Wie von Furien gejagt, rannte ich spornstreichs davon.

Halt! oder ich feuere! rief er mir nach.

Ich blieb nicht stehen, die Verzweiflung gab mir Riesenkräfte, ich jagte vorwärts.

Da krachte ein Schuß.

Dicht am Kopfe sauste die Kugel vorbei.

Mit einem nicht mehr menschlich klingenden Lachen bog ich in eine Seitenstraße ein.

Der Gendarm jagte hinter mir her.

Plötzlich erfaßten mich an einem Hause zwei kräftige Arme und rissen mich in dasselbe hinein.

Der Gendarm mochte wohl bei der herrschenden Dunkelheit — man hatte die Gasflammen bereits ausgelöscht — des Glaubens sein, ich jage noch vorwärts und so lief er weiter mit verdoppelter Geschwindigkeit.

Ich versuchte mich nun in meiner ganz finsteren Umgebung zu orientiren und wollte sehen, wer mein Retter gewesen.

Ein Licht wurde jetzt angezündet.

Ich sah ein schönes Mädchen, auf dessen Zügen aber der Begriff Sünde nur zu deutlich zu lesen war, vor mir.

Sie umfaßte mich.

Eiskalt durchbebte mich diese *ekle Umarmung*.

Ich erkannte nun klar, wo ich mich befand.

Ich war an einen Ort gerathen, an dem die Unzucht ihre schändlichen Orgien feierte.

Das schöne Weib umfaßte mich nochmals und wollte mich *küssen*.

Da riß ich mich los, warf ihm schnell einige Banknoten zu und im nächsten Augenblicke war ich wieder draußen.

Ich kam mehr todt als lebend nach Hause.

Alles, was ich in dieser Nacht erlebt hatte, tobte mir in wirrem Taumel durch den Kopf.

Ich kam nicht in's Bett.

Angekleidet schlief ich im Stuhle, mein müdes Haupt ließ ich auf die kühle Tischplatte gleiten.

So fand mich am Morgen Henry.

Ob er mir half?

Ich erzählte ihm Alles, ohne auch nur den geringsten Umstand zu verhehlen.

Ich hab's, ich hab's! rief er fröhlich aus.

Gespannt horchte ich auf.

Wenn Du nicht binnen einer Stunde von Deiner geliebten Mila Nachricht hast, so will ich nie verdient haben, von Dir Freund genannt zu werden.

Was willst Du thun?

Das ist meine Sache.

Nun, so sprich doch!

Jetzt nicht, aber komm' nur mit.

Wohin?

Das wirst Du bald erfahren.

Aber, so erkläre mir doch ......

Jetzt nicht.

Arm in Arm ging ich mit Henry aus dem Hause.

Vor einem düstern Gebäude machte er Halt.

Er zog die Klingel und fragte: Ist der Herr Commissarius schon aufgestanden?

Das Dienstmädchen bejahte diese Frage.

Warte ein wenig auf mich, theurer Freund. Von diesem Wege hängt Vieles ab, ja, ich setze sogar in Deiner Angelegenheit alles auf eine Karte.

Er verschwand hinter der Thür.

Ich mochte wohl eine gute Viertelstunde gewartet haben und mit den Worten: Nun, mein theurer *Deus ex machina!* empfing ich den endlich wieder heraustretenden Freund.

Da öffnete sich die Thür, ich prallte zurück, denn ein Obercommissar in voller glänzender Uniform trat heraus, mir die Hand schüttelnd.

Ich glaubte im ersten Augenblicke, er wolle mir für das in gestriger Nacht Vorgefallene eine Anweisung auf freie Kost, Quartier und Wäsche geben. Meine Befürchtung schwand jedoch in nächster Secunde.

Der Beamte begab sich mit uns zum Postbureau und trat in dasselbe ein.

Wir hörten draußen, wie er der Officialin folgende Worte mit gewichtiger Stimme zurief: Ein Brief für Herrn Y . . . . . ist seit gestern Nacht hier. Ich bin beauftragt, denselben von Ihnen in Empfang zu weil der Adressat mit der Polizei in Conflict ist. Wo ist der Brief?

Durch die angelehnte Thür sah ich, wie die Officialin, erbleichend, eine Anzahl Briefe durchsuchte.

Sie ging auf einen Augenblick in's Nebenzimmer und brachte einen Brief mit. Wahrscheinlich hatte sie ihn aus der Tasche gezogen.

Jetzt fiel es wie Schuppen von meinen Augen.

Sie war's, die meine Briefe aufgefangen!

Aus dem Briefe, den ich im Postbureau verloren, hatte sie mein Verhältniß mit Mila leicht erfahren können.

Warum störte sie aber mein Glück?

Sie beneidete den jungen Schauspieler um sein seelig Glück, sagte ich still zu mir, und riß den Brief, der mir vom Commissarius freundlichst überreicht wurde, in

fieberhafter Aufregung auf. Er enthielt nur die wenigen Zeilen: „Mein süßer Schatz! Ein seltsames Verhängniß waltet über unserer Liebe. Nur noch wenige Tage Geduld und ich komme selbst, um den mir dunkeln Grund Deines Zornes zu erfahren. Deine Dich ewig liebende Mila!“

Aber die anderen Briefe! seufzte ich — wo sind die?!

Warte ein wenig!

Er dachte nach — dann dankte er dem befreundeten Commissarius für seine Mühe.

Der freundliche alte Herr empfahl sich.

Eine plötzliche Idee mußte den Kopf meines Freundes durchblitzt haben; er eilte hinein zur Officialin.

Fräulein! rief er mit gut nachgeahmter Stimme eines Menschen, der in der höchsten Angst schwebt, mein Fräulein, Alles ist verloren!

Um Gotteswillen! was giebt es? fragte die geängstigte böswillige Officialin.

Fräulein, ich muß es Ihnen jetzt sagen, „ich liebe Sie,“ ja, ich liebe Sie sehr und wenn es nicht so sein würde, wäre ich nicht hier. Sie haben Briefe an einen meiner Freunde hier. Sein Leben hängt von dem Empfange derselben ab, um Gotteswillen, geben Sie selbe heraus, oder mein Freund, Sie und auch ich, alle wären wir unrettbar verloren!

In ihrer Angst reichte sie ihm ein ziemlich großes Packet mit unterschlagenen Briefen, die alle von Mila herrührten.

Als Henry sah, daß die Verachtungswürdige auf den Leim gegangen war, brach er in ein lautes lustiges Gelächter aus, in das ich hinter der halboffenen Thür mit einstimmte, rief sodann der ihren Augen kaum Trauenden

nur die bekannte Wendung zu: *Mademoiselle, je l'honneur de vous salue!*

Ich umarmte meinen theuren Freund, ihn fragend: Was war das?

Er antwortete mir lachend: „Mein erstes Debut."

Du mußt Zeuge meines Glückes sein! rief ich hierauf.

O, sehr gern!

Dann auf, nach den schwarzen Bergen!

Mir recht.

Wir eilten nach meiner Wohnung. —

Eine Dame ist hier, sagte mir der alte Diener.

In süßer Ahnung riß ich die Thür auf und im nächsten Momente lag Mila in meinen Armen.

Denselben Tag spielte ich und das Publicum jubelte mir nach langer, langer Zeit wieder zu.

Das höchste Glück, das einem Sterblichen zu Theil werden kann, nach dem Millionen in furchtbarem Unglücke schmachten, habe ich erreicht, ich sehe an meinem häuslichen Altare die süße Blume der goldenen Zufriedenheit lieblich prangen, ich habe ein göttliches Wesen an meiner Seite, das einer Zaubersphäre entsprossen, mir täglich das „Märchen vom Glück" erfüllt, ich habe ein wunderbares Feenkind im Hause, das mit mir weint, mit mir lacht und schon so manches Thränlein vom Auge herzte.

Mila ist mein!

Was will ich mehr, ich bin der glücklichste Mensch unter der Sonne! —